

MARIA WINOWSKA

Das wahre Gesicht des PATER PIO



MARIA WINOWSKA / DAS WAHRE GESICHT DES PATER PIO

BIBLIOTHEK EKKLESIA

Band 2



DAS WAHRE GESICHT
DES PATER PIO

Priester und Apostel

Von
MARIA WINOWSKA

PAUL PATTLOCH VERLAG / ASCHAFFENBURG

Titel der französischen Originalausgabe: Le vrai visage du Padre Pio, o. f. m. c.,
Prêtre et Apôtre. Ins Deutsche übertragen von Dr. Herbert Peter Maria Schaad.

Nihil obstat:

Parisiis, 20a februarii 1955
F. Amiot, S. S.

Imprimatur:

Parisiis, 20a februarii 1955
M. Potevin, V. G.

Imprimatur:

Würzburg, den 10. Juli 1957
Dr. V. Fuchs, Kapitularvikar

Erklärung der Verfasserin: Gemäß dem Dekret von Papst Urban VIII. erkläre ich,
daß ich den in diesem Buch berichteten Ereignissen lediglich einen rein historischen
und menschlichen Glaubwürdigkeitswert beimesse, ohne den unfehlbaren Entscheidungen
der Heiligen Kirche vorzugreifen, der ich ganz und gar unterworfen bleibe.



1957

© 1955 by F. Brouty, J. Fayard et Cie., 1955.

Einbandentwurf von F. K. Sallwey. Fotos von F. Abresch, San Giovanni Rotondo.
Gesamtherstellung: Ph. Brönnner & M. Daentler KG, Buchdruckerei, Eichstätt i. Bay.

1. KAPITEL

*Hundstage in Rom und Heißbunger nach Wunderbarem —
„Ohne Padre Pio wäre Giovannino nicht geboren worden“ —
Pilgers Überraschungen — Pio schmeichelt der Freude an der
Bequemlichkeit nicht — Die vollkommene Freude — Eine von
der Vorsehung herbeigeführte Begegnung — In San Giovanni
Rotondo steht man in der Morgendämmerung auf*

Hätte nicht die Hundstagshitze den Aufenthalt in Rom unmöglich gemacht, so wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, nach San Giovanni Rotondo zu fahren, und dann wäre dieses Buch nicht geschrieben worden.

Soll ich es gestehen? Die allzu marktschreierische und allzu geschäftsmäßige Reklame, die seit einigen Jahren ununterbrochen den „Fall“ des P. Pio, des stigmatisierten Kapuziners, in die Welt hinausposaunt hatte, flößte mir Mißtrauen ein. Mehrere längere Aufenthalte in Italien hatten mir nur allzudeutlich die hellsichtige Folgerichtigkeit gewisser Maßnahmen des Heiligen Offiziums bewiesen, das leichtgläubige Geister vor dem Heißbunger nach Wunderbarem warnte, der den Glauben der Christen unserer Zeit erniedrigt und zerfrißt. Hatte ich nicht die hohe Ehre, eine Hellseherin in meiner römischen Pfarrei zu haben? Lüstern nach Zeichen und Wundern ließen sich wackere Leute aus meiner Umgebung auf jene schiefe Ebene ziehen, die so leicht hierbei zum vollen Aberglauben führt. Die Nachkriegspsychose spielte hierbei eine große Rolle und machte eine Radikalkur dringend nötig. So begrüßte ich freudig die ausgezeichneten Artikel von Mgr. Ottaviani — er war damals noch nicht Kardinal —, die im *Osservatore Romano* erschienen waren und Priester und Gläubige vor den Verheerungen des falschen Wunders warnten.

Außerdem hatte ich zufällig ein Buch über Pater Pio in die Hand bekommen, das inzwischen vom offiziellen Organ des Heiligen Stuhls gebrandmarkt worden ist.¹ Ein geschworener

¹ Die führende Presse (darunter La Croix) veröffentlichte eine Liste von Büchern über Pater Pio, die nach einem Artikel des *Osservatore Romano* von 1952 auf den Index gesetzt worden sein sollten. Wir erfahren jedoch von zuständiger Stelle, daß in der

Feind des großen Apostels von San Giovanni Rotondo hätte ihm nicht mehr schaden können, als dieser angebliche Bewunderer, der sich als Verteidiger des „Heiligen“ aufspielt, ihn streitsüchtig verteidigt, blindlings eingebildete Verfolger niederemächt, um ihn schließlich in einer Sintflut von Worten und großsprecherischen Behauptungen zu ersäufen. Ich klappte dieses Buch mit einem Gefühl des Ekels zu. Hätten nicht andere, schlichtere Zeugnisse mich gezwungen, diesen ersten Eindruck zu berichtigen, so hätten nicht einmal die römischen Hundstage meine Voreingenommenheit besiegt.

Auf der Stazione Termine geschah es, daß ich plötzlich beschloß, eine Fahrkarte nach Foggia zu nehmen. An den Hängen des Monte Gargano gelegen, dem ehrwürdigen Lehen des Heiligen Erzengels Michael, muß San Giovanni Rotondo wenigstens frische Nächte haben... Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen... Luft für die Lungen und eine ausgezeichnete Gelegenheit, Pio zu sehen! Ich werde mir selbst ein Bild machen können, dachte ich. Und ich bestieg den Zug.

Von Neapel ab wurde mein Abteil ein wahrer Brutkasten. Mir gegenüber schwitzte ein junges Paar mit erstaunlichem Gleichmut dicke Tropfen. Auf Mamas Knien piepste unaufhörlich ein rosiges, pausbäckiges Baby, dem die Hitze anscheinend nicht viel zu schaffen machte. Der Papa erfand tausend Kunststücke, um es zu unterhalten, und platzte fast vor Stolz. Beide warfen mir heimliche, beredte Blicke zu, um festzustellen, ob ich ihnen auch voll und ganz beipflichte. Als ich sie anredete, war es, als ob ein Deich gebrochen wäre. Na ja, schließlich waren sie aus Neapel. Mein Schweigen war ihnen ganz offensichtlich anstößig erschienen. Es ist wirklich nicht „christlich“, sich nicht sofort mit einander bekannt zu machen, wenn man zusammen reist! In dem Strom freudig durcheinandergewirbelter Worte ließ mich ein Name aufhorchen. Padre Pio? Sie suchen P. Pio auf?

Nun nahm der Papa das Baby in seine groben Arbeiterhände, drückte es an seine Brust, küßte es voll Zärtlichkeit und sagte mir, jedes Wort einzeln hervorhebend:

offiziellen Liste der seit 1947 auf den Index gesetzten Bücher, die der Osservatore Romano della Domenica am 17. Mai 1953 veröffentlichte, keines dieser Bücher, ja überhaupt kein Buch über Pater Pio verzeichnet ist. Diese Bücher wurden nicht als in den Acta Apostolicae Sedis auf den Index gesetzt genannt. Sie sind mithin nicht verurteilt. Dies ändert nichts an der Tatsache, daß das offizielle Organ des Heiligen Stuhls sie „zensiert“ und vor leichtfertiger Schwärmerei und „heiligen“ Übertreibungen warnt.

„Ohne Padre Pio wäre Giovannino nicht geboren worden! Wir suchen ihn auf, um ihm unseren Dank für die Gnade abzustatten.“

Natürlich wollte ich mehr wissen. Mit echt südländischer Zungenfertigkeit, sich gegenseitig unterbrechend und die Madonna als Zeugin anrufend, erzählten sie mir folgendes (ich kürze natürlich ab):

Gino war Hafenarbeiter in Neapel, Mitglied der Kommunistischen Partei.

Vor der Eheschließung hatte Francesca einen Fahrradunfall erlitten.

Gleich bei ihrer ersten Schwangerschaft war der Spruch der Ärzte unumstößlich. Um die Mutter zu retten, mußte das Kind geopfert werden.

Völlig verzweifelt schrieb Francesca einen Brief an den stigmasierten Kapuziner. Der Brief blieb ohne Antwort.

Am Tag vor der Operation war sie allein und schwamm in ihrem Bett in Tränen.

„Wußten Sie, daß die Kirche die Abtreibung verbietet?“, fragte ich sie.

„Ich ging nicht mehr in die Kirche“ — antwortete sie mir leise —, „mein Mann verbot es mir.“

Kurz und gut: an diesem Tag sah sie plötzlich einen „braun-gekleideten Mönch“ aufrecht an ihrem Bett stehen. „Ich fragte mich, wie er hereingekommen sein könnte, denn mein Mann war ein Pfaffenfresser, ein Mangia-preti.“

Der Mönch lächelte. Dann hob er den Finger mit drohender Gebärde: „Du wirst diese Dummheit nicht machen! Dein Kind wird zur Welt kommen. Es wird ein Junge sein, und du sollst ihn Giovanni nennen.“

„Er verschwand zwar sofort, jedoch mein Herz war mit neuem Mut erfüllt“, fuhr die junge Frau fort. „Die ganze Familie tobte, der Arzt jedoch erklärte, ohne meine Zustimmung könne er die Operation nicht vornehmen. Ich hatte Vertrauen zu Padre Pio, daß er die Gnade für mich erlangen würde. Ganz genau sah ich mir sein Bild an. Er war es wirklich. Und nun! Alles ist gut verlaufen, und wir gehen nach San Giovanni Rotondo, um unseren Kleinen dem Padre zu zeigen.“

„Ich hoffe, daß Sie seit der Geburt Ihres Giovannino kein ‚Pfaffenfresser‘ mehr sind“, sagte ich lächelnd zu dem jungen Arbeiter, der die Höhepunkte des Berichts unaufhörlich mit schallenden Küssen unterstrich, die der „bimbo“ mit munterem Gezappel kassierte.

„Was soll das heißen!“ antwortete die junge Frau ehrlich entrüstet. „Seitdem geht er jeden Sonntag zur Messe. Wir sind zur Madonna von Pompei gepilgert! Sogar die kommunistischen Kumpel wissen nicht, was sie sagen sollen, denn meine Schwiegermutter, die mich als wahnsinnig verschrien hat, hat die ganze Geschichte toll unter die Leute gebracht, gelt, carino.“

Der Ehemann zog jedoch vor, ihr nicht auf dieses schwierige Gelände zu folgen: „Padre Pio, Signorina, ist kein Pfarrer wie die anderen. Um seinetwillen bin ich aber den Schwarzröcken gnädig! *Questo miracolo* beweist übrigens klar, daß es einen Gott gibt!“

Als wir gegen 6 Uhr abends in Foggia ankamen, war ich völlig im Bilde über alle Einzelheiten der Familiengeschichte des jungen Paares, das nur so loslegte, weil ich aufmerksam zuhörte. Und als ich die beiden so jung, so glücklich, so schön sah — das Rassendurcheinander zeitigt in Süditalien mitunter erstaunliche Ergebnisse —, dachte ich bei mir, daß Padre Pio die Quelle dieses Glücks ist. Ohne ihn wäre dieses Baby, das den Putten Berninis zum Verwechseln ähnelt, nicht geboren worden.

In Foggia verschwanden meine Reisegefährten schleunigst inmitten lärmender Landsleute, die sie für die Nacht aufnahmen. „Es wäre töricht“, erklärten sie mir, „in San Giovanni Rotondo einen Unterschlupf zu suchen!“

Sofort wurde ich von einer ganzen Meute von motorisierten Droschkenkutscher bestürmt, die wie wahnsinnig gestikulierten und aus vollem Halse schrien: „San Giovanni Rotondo! Rasch einsteigen. Es geht los!“

Ein alter Herr und eine bejahrte Dame neben mir schienen völlig verblüfft und verwirrt. Dabei waren sie Italiener! Aber immerhin: „Wir kommen aus Genua. Wir sind die ganze Nacht hindurch gereist.“

Wir entschlossen uns, zusammen zu fahren. Nachdem wir den Preis um zwei Drittel gedrückt hatten — man war eben im Süden —, verfrachtete uns der Fahrer und mit lautem Gerassel und Gelärme ging es los. Gewöhnlich sind mehrere Taxen greifbar. Heute jedoch, am Samstag Abend, ist der Andrang groß, und man reißt sich um sie.

Der Weg steigt kaum merklich an. Es kommt mir so vor, als ob ich die Brise des Meeres spürte. Die Sonne beendet ihren Lauf in feuriger Glut. Der Himmel im Westen färbt sich scharlachrot und verschwimmt nach und nach in malvenfarbigen Fran-

sen. Wir verlassen die Hauptstraße und biegen in einen von stämmigen Olivenbäumen flankierten Hohlweg ein. Nach mancherlei völlig willkürlichen Umwegen — später hören wir, daß unser Fahrer nicht den kürzesten Weg gefahren ist, wahrscheinlich, um Pakete in mehreren Bauernhöfen in der Umgebung abliefern zu können — hält der Wagen mit kreischenden Bremsen.

„San Giovanni Rotondo“, verkündet der Fahrer entblößten Hauptes und mit feierlicher Stimme.

Die Dame an meiner Seite bekreuzigt sich. Während der ganzen Reise hat weder sie noch ihr Gatte den Mund geöffnet, und ich bin den beiden dankbar für ihr Schweigen.

Der Marktflecken, in einen Wirbel düsterer und zerrissener Pässe gebettet, nimmt das Grau der Landschaft an und scheint tot. Den ganzen Tag über hat der kalkhaltige Boden gierig die Hitze eingesogen. Nun, an der Schwelle der Nacht, lechzt er wie ein Tier und gibt sie von sich durch all die rissigen Poren, während von den Höhen ringsum, dem Monte Nero (1011 m) und dem Monte Calvo (1056 m) Wellen heißersehnter Kühle branden. In dieser Stunde erlesener Durchsichtigkeit, in der jeder Kamm, jeder Umriß in feinen Reliefs gemeißelt erscheint, erhält die Landschaft ein unwirkliches Aussehen, und geheime Pforten tun sich ein wenig auf. Die ganze Erde scheint auf der Lauer zu liegen.

Plötzlich wird das lastende Schweigen von dem Anschlag einer Glocke unterbrochen.

„Das Kloster“, erklärte uns der Taxifahrer. Ganz im Gegensatz zu seinen Landsleuten scheint er nicht redselig zu sein.

Die Straße, die wir nun einschlagen, belebt sich nach und nach. Wir steigen in der einzigen Osteria ab. Natürlich ist nichts frei! Vielleicht bei Privatleuten!? Ich frage da und dort an. Alles ist überfüllt! „Man bestellt die Betten einen Monat im voraus...“

— „Was fangen dann aber die Pilger an?“ — „Sie schlafen eben unter freiem Himmel!“

Man kann also nicht sagen, daß Padre Pio der Freude an der Bequemlichkeit schmeichelt!

Was ich sehe, stimmt genau mit dem überein, was mir meine Freunde gesagt haben: „In San Giovanni Rotondo ißt und schläft man nicht und ist doch zufrieden.“

Ich beginne mit dem unangenehmsten Teil des Experiments. In Gottes Namen! Mit meiner glücklicherweise leichten Aktentasche schlage ich die Straße zum zwei Kilometer entfernten Kloster ein. Auf dem ganzen Weg begegne ich den Stationen

eines Kreuzwegs von zweifelhaftem Geschmack und unbestreitbarer Inbrunst. Laut beten die Pilger, die in beiden Richtungen vorüberziehen, ihren Rosenkranz.

Ich beobachte sie. Meist sind es Italiener. Wie sie aber beten! Ohne Scheu vor dem Urteil der Welt, legen sie ihr ganzes Herz in das Gebet. Es sind fast ebensoviel Männer wie Frauen.

Das Kloster versperrt die Straße am Ende, da es ihr einziges Ziel ist. Zur Rechten, hinter einem Erdaufwurf versteckt, erhebt sich die riesige Masse eines mit Gerüsten gespickten Neubaus. Die berühmte „Casa Sollievo della Sofferenza“, von der man mir in Rom berichtet hatte, daß sie alle Gaben verschlingt, die Padre Pio dargebracht werden. Seit fünfunddreißig Jahren haust er hier, und das Kloster hat sein Aussehen nicht verändert. Wahrscheinlich hat sich hier nichts gerührt, seit es vor vier Jahrhunderten erbaut worden ist! Die getünchten Wände atmen franziskanische Armut. Ganz winzige Fensterchen haben die Zellen. Der Vordergiebel der Kirche trägt die Inschrift:

Templum hoc Sanctae Mariae Gratiae dicatum, reaedificatum fuit anno Domini 1629.

Die linkischen, ungeschlachten Buchstaben unterstreichen den ergreifenden Sinn der Worte, die die Getreuen Pios als klar prophetisch betrachten. Die Kapuziner hatten einst absichtlich diesen unzugänglichen Ort gewählt, um von Zeit zu Zeit nach den Mühen des Apostolats, der Lehre des heiligen Franz von Assisi getreu, dem Gebet obliegen zu können. Und nun hat die Vorsehung diese klugen Maßnahmen über den Haufen geworfen. Der Pater Provinzial würde sich wahrlich hüten, nunmehr müde oder nervenschwache Mönche nach San Giovanni Rotondo zu senden! Ein Mitbruder Pios wird mir in Kürze gestehen, daß er schon nach sechs Monaten Aufenthalt „in stetem Belagerungszustand“ kreuzlahm und buchstäblich fertig ist. „Ruhe hat man hier weder tags noch nachts. Sehen sie sich nur diese Menschenmassen an!“ Und tatsächlich ist in der Gesellschaft Pios an ein Ausruhen nicht zu denken. Die „Mannschaft“ wird turnusmäßig abgelöst: nur für ihn allein gibt es keine Ablösung. Er ist das Opfer der Sünder und Ketten, die unendlich viel stärker und unzerbrechlicher sind als alle sichtbaren Ketten, diese schmieden ihn unbarmherzig an Ort und Stelle!

Ich stehe auf dem Vorplatz dieses armseligen Klosters und beginne, einen Pio zu erahnen, der völlig anders ist als der der lärmenden Reklame. Meine Neugierde ist wachgerüttelt.

Vorerst aber ist es dunkle Nacht. Vor der Halle herrscht noch

immer ein reges Hin und Her. Die Pilger richten Fragen aneinander, erteilen sich Auskünfte, sagen sich dies oder jenes im Vertrauen. Alles dreht sich um zwei Hauptthemen: die Messe am nächsten Morgen und die Frage, wann man mit der Beichte „drankommt“. Jawohl! Seit einiger Zeit gibt sich der Pater Guardian alle Mühe, Ordnung in den Haufen Weibervolk zu bringen, indem er einen grimmig aussehenden Bruder bevollmächtigte, numerierte Karten mit Datum und Stundenangabe zu verteilen. Man würde jedoch Italien ganz und gar verkennen, bildete man sich ein, diese Ordnungsmaßnahmen machten einen durchtriebenen Handel unmöglich! „Ich gebe dir meine Karte für morgen“, sagt ein Weib, „vergib aber nicht, was du mir versprochen hast.“

Inzwischen aber stelle ich nicht ohne eine gewisse Wehmut fest, daß ich von der vollkommenen Freude, die der heilige Franz von Assisi fordert, weit entfernt bin. Ich habe Hunger und Schlaf. Dabei weiß ich nicht einmal, wo ich die Nacht verbringen soll. So bin ich übel gelaunt.

Das Leuchtzifferblatt meiner Uhr zeigt 21 Uhr. Um 2 Uhr früh fängt man an, „Schlange zu stehen“ für die Messe P. Pios! Was tun? Da sehe ich eine beleibte Person geschäftigen Schrittes nach links hinunterschreiten. Ich spreche sie an. „Buona sera, Signora.“ Der Akzent der Unbekannten läßt mich auffahren. Madonna mia! Sollte dies Miß Mary Pyle sein, von der mir liebe Freunde gesprochen haben, Mgr. A. aus Barcelona und andere, die sie gut gekannt haben? Jawohl! Sie ist es! Ich nenne wohlbekannte Namen und weise mich so als zuverlässig aus. Mit reizender Unbefangenheit bittet sie mich, ihr zu folgen. Unterwegs vertraue ich ihr meine Verlegenheit an. Sie lacht: „In meinem Zimmer steht ein zweites Bett, und es ist zufällig einmal frei...“ O heilige franziskanische Gastfreundschaft! Mir ist geholfen.

Wir stolpern einen mit kleinen Steinen besäten Hang hinunter, den meine Begleiterin gut zu kennen scheint, und rasch stehen wir vor einem erleuchteten Haus, in dem reges Leben herrscht. Als wir den großen Raum im Erdgeschoß betreten, der Küche und Wohnzimmer zugleich ist, stellt mich Miß Pyle vor: „Ich bringe eine Freundin mit, die die Nacht hier verbringt.“ Dabei kennt sie mich nicht einmal mit Namen!

Heimlich beobachte ich sie und bin besiegt von ihrem rosigen, freudestrahlenden Gesicht mit den hellen Augen, die nur so von Humor und Intelligenz funkeln. Hat sie nicht akademische

Würden? War sie nicht Schülerin und Mitarbeiterin der berühmten Montessori? Als Angehörige des Dritten Ordens trägt sie eine einfache franziskanische Kutte mit Skapulier, Strick und Rosenkranz. Keinen Schleier. Wie alle Frauen aus dieser Gegend trägt sie in der Kirche ein Schleiertuch auf dem Kopf. Da sie schon lange in diesem verlorenen und erlesenen Winkel lebt, hat sie sozusagen seine Bräuche und Farbe angenommen. Sogar ihr Italienisch riecht, wie sie es spricht, nach dieser Erde. Mehrere Frauen, wie sie selbst Terziarinnen, das heißt Angehörige des Dritten Ordens, bewohnen das gleiche Haus, befasen sich mit dem Haushalt und empfangen die Gäste. Ich mache sicher keine Ausnahme in ihrem Programm der Nächstenliebe! Selten sind die Nächte, in denen ihr Haus nicht bis zum Bersten voll ist, und für außergewöhnliche Hilfeleistungen ist eben noch das zusätzliche Bett in ihrem Zimmer vorhanden, das so arm ist wie eine Zelle.

Auf den ersten Schlag fühle ich mich wohl und wie zu Hause. „Suor Maria“, wie man sie hier überall nennt, stellt mir einen blinden Jungen vor: Petruccio. „Er ist P. Pio sehr lieb und teuer!“ Ich widerstehe der Anziehungskraft einer Schale voll dampfender Suppe, die mir eine weißhaarige Person mit erstaunlich edlen und feinen Zügen gereicht hat, um erst Miß Pyle mit dem Zweck meines Besuches vertraut zu machen. Ich will mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, mir ein Urteil bilden. . . Und sollte unsere Begegnung bloßer Zufall sein? Hat die Vorsehung nicht die Hand im Spiel gehabt bei unserer Begegnung, damit sie mir bei der Orientierung helfen kann? Und ich füge hinzu — meine italienischen Freunde mögen mir verzeihen —, daß ihr angelsächsischer gesunder Menschenverstand mich vor zügelloser Begeisterung und heiligen Übertreibungen behüten wird. Da sie an Ort und Stelle lebt, weiß sie ja gut, was von allem zu halten ist. Sie lacht: „Einverstanden, aber nicht heute abend! Sie fallen vor Müdigkeit um . . ., und ich auch.“

Wir stellen den Wecker auf 4 Uhr. „Das genügt“, versichert mir Suor Maria. Und ich bin wirklich deshalb nicht böse.

„Dieses stete Frühaufstehen ist am beschwerlichsten“, fügt sie hinzu. „Was soll man aber machen? Bei diesem Andrang liefe man zu späterer Stunde Gefahr, erdrückt zu werden!“ Kaum hat sie sich niedergelegt, da schläft sie auch schon tief und fest. Ich bemerke, daß sie selbst nachts nicht die Kutte ablegt! Allzuviele Eindrücke bestürmen mein Gedächtnis, so daß

ich nicht sofort einschlafen konnte. Manche Befürchtungen, die mir der Reklamelärm eingeflößt hatte, mit dem San Giovanni Rotondo umgeben wurde, schmelzen nach und nach dahin. Ich beginne, eine völlig andere, in Schweigen gehüllte Wirklichkeit zu erahnen. . . Auch der Lärm kann auf eine falsche Spur führen! Jedenfalls ist mein erster Eindruck von San Giovanni Rotondo unbedingt günstig. Ein völlig schlichtes, franziskanisches Klima, und nicht die geringste Spur von Fanatismus. Wer ist also dieser Pater Pio?

Mein Schlaf wird von Träumen durchwoben, in denen mich Kapuziner beschäftigen. Einer von ihnen, ein gutmütiger, weißbärtiger Riese, läutet die Glocke zur Frühmette. . . Ich fahre hoch: es ist der Wecker, der klingelt.

2. KAPITEL

Eine belagerte Kirche — Die Heimsuchungen eines Sakristans — Das Wunder des Schweigens — „Ein Priester wie die anderen“ — Mitten ins Mysterium getaucht — Pio wirft die Gewohnheit über den Haufen — Die Minuten verströmen wie Blutstropfen — Der Schmerzensmann — „Ich bin ein Narr, oder aber der Pater ist verrückt“ — P. Pio unterstützt heilige Neugier nicht

Wahrhaftig, Pio ist nicht für die Bequemlichkeit! Wenn man so bedenkt, daß seine Söhne und Töchter, die sich in San Giovanni Rotondo niedergelassen haben, jeden Tag mit der Morgenröte aufstehen müssen! Schlaftrunken steige ich den kurzen, steilen Fußweg zur Kirche empor. „Gehen Sie voraus“, sagte mir Mary Pyle, „versuchen Sie, dem Altar näherzukommen.“ Vor der geschlossenen Türe lauscht eine dichtgedrängte Menge. Die Leute, die näher stehen, unterrichten die anderen. „Ich höre das Klirren der Schlüssel!“ ruft eine junge Frau mit einem Säugling auf dem Arm. Die Nachricht macht die Runde: „Man hört das Klirren der Schlüssel!“ Und sofort brandet die menschliche Welle gegen die Kirche an. Die Türflügel öffnen sich, die Angeln kreischen. . . Und nun ist es, als ob ein Deich bräche. Betäubt, hin- und hergestoßen, mit Füßen getreten, zurückgedrängt bleibe ich weit zurück, während langhaarige Furien heulen, kreischen, sich mit Schmähungen überhäufen, stöhnen, toben, alle Mittel einsetzen, um zuerst in die Kirche zu

kommen. Es herrscht ein solcher Lärm, daß der doch wahrlich starke Sakristan alle Mühe hat, sich verständlich zu machen: „Heiden! Taugenichtse! Elende! Mascalzoni! War'et doch! Habt Mitleid! Seid ihr Christen oder Tiere?“ Nun, der Arme muß Gewalt anwenden . . . Und auch das nutzt ihm nicht viel. Ich bitte meine Leser, nicht zu rasch Anstoß zu nehmen. Wir sind in Apulien. In Sizilien wäre es noch viel schlimmer.

Endlich komme ich mit schmerzenden Rippen in die Kirche hinein. Wo sind denn nun aber die Furien, die ich eben erlebte? Um den Altar des heiligen Franz, zur Rechten, sehe ich nur noch freudestrahlende Gesichter, betende Lippen, ein frommes und andächtiges Völkchen. Ist das Ziel erreicht, so sind keine gewalttätigen Kniffe mehr nötig! Jeder und jede hat einen wenn nicht verdienten, so doch in hartem Kampf eroberten Platz. Es ist ganz unmöglich, sich noch zu rühren. Wie Sardinien zusammengepreßt, kniend oder stehend, sind wir hier für zwei Stunden völlig unbeweglich, unwiderruflich eingeschlossen (einige vorsorglich mit Klappstühlen ausgerüstete Personen bleiben im Hintergrund). Entsetzt frage ich, was die Leute machen, denen es übel wird. Man antwortet mir, daß niemandem schlecht wird. Ich meine, schon das allein ist ein Wunder!

Das — und das Schweigen. Wer würde es für möglich halten, daß man während der ganzen Messe P. Pios, ob sie nun einhalb oder eindreiviertel Stunden dauert, eine Stecknadel fallen hören könnte? Wer die ungenierte Art der Italiener kennt, die noch auf den Stufen des Altars vertraulich plaudern (bei ihnen ist diese Vertraulichkeit in keiner Weise Mangel an Ehrfurcht), ist über solche vollkommene Zurückhaltung völlig verblüfft. Sie gereicht ihnen wirklich zur Ehre: sie sind ein junges und begeisterungsfähiges Völkchen, und sie haben außerordentlich feine Antennen zum Auffangen des Übernatürlichen. Und fehlt ihnen manchmal auch der passende Ausdruck, so täuscht sie ihr katholisches Empfinden im allgemeinen nicht. Und die, die sie zu Lebzeiten heiligsprechen, verdienen unsere Aufmerksamkeit. Diesbezüglich verlasse ich mich eher auf meine frommen Furien mit den fliegenden Haaren, als auf äußerlich ganz in Andacht versunkene Personen, und gleich werde ich voller Interesse auf ihren Gesichtern wie in einem Spiegel die Wirkungen der Messe Pios lesen.

Er ist noch in der Sakristei. Seine Vorhut aus einigen seiner „geistlichen Söhne“ aber bahnt einen Gang in die dichte, lebendige Masse um den Altar. Erst jetzt begreife ich den tiefsten

Grund für den soeben erfolgten Großangriff. Es handelte sich darum, sich so nahe wie möglich an den Weg des stigmatisierten Kapuziners zu stellen, um seine Kutte berühren, seine Hände küssen, ihm einen Segen „entreißen“ zu können.

Man stellt die Patene und den Kelch, die für seine durchbohrten Hände zu schwer sind, auf den Altar. Ein Wirbel in der Menge, ein plötzliches Aufseufzen: „Il Padre! Il Padre!“ Ich danke Gott, daß ich 1,72 groß bin und so meine Nachbarn überfrage. Tief ergriffen schaue ich:

Ein Priester bahnt sich einen Weg durch die Menge. Ein Priester wie die anderen . . . Sein Meßgewand sieht alt und abgetragen aus. Die steif gestärkten Ärmel des Meßhemdes verbergen die von gierigen Augen gemusterten Hände. Sein Blick ist sanft und fern. Seit vielen, vielen Jahren wiederholt sich jeden Morgen die gleiche Szene! Und dennoch ist dies der einzige Augenblick in seinem Tagewerk, in dem er in gewisser Hinsicht dieser Menge entrinnt, der er preisgegeben ist. Ganz und gar mit den Belangen des Vaters beschäftigt ist er hier, um das Opfer von Golgatha zu vollziehen, die hl. Messe zu lesen, nicht mehr und nicht weniger.

Die Männer, die ihn geleiten, haben ihn endlich hinter das Geländer gebracht. Ich sehe meine Reisebegleiter, das alte Paar aus Genua. Sie berühren sein Gewand und weinen. Unberührt von der ihm umgebenden Erregung, beginnt P. Pio das *C o n f i t e o r* in absoluter Ruhe.

Seine Gebärden sind zurückhaltend, etwas brüsk. Seine Stimme klingt gut und ist leicht gedämpft. Kaum ist er am Fuß des Altares angelangt, da verklärt sich sein Gesicht. Man braucht kein großer Gelehrter zu sein, um zu begreifen, daß er sich in einer Welt bewegt, die für uns undurchsichtig bleibt. Und plötzlich verstehe ich auch, warum seine Messe die Massen anzieht, unterwirft und fasziniert. Vom ersten Augenblick an sind wir mitten ins Mysterium getaucht, wie Blinde um einen Sehenden. Denn wir sind blind, wir, die wir diesseits der Wirklichkeit stehen . . . Und ist es nicht eben Aufgabe der Mystiker, uns ins Gedächtnis zu rufen, daß unser inneres Auge geschwächt ist, das Auge, das geschaffen ist, ein Licht einzufangen, das unendlich viel blendender ist als das Licht, das unsere sterblichen Augen erleuchtet?

Ich berufe mich auf alle, die an der Messe P. Pios teilgenommen haben (man wohnt ihr nicht bloß als gewöhnlicher Zuschauer bei, dies ist unmöglich): zwingt sich dieser Eindruck

nicht mit aller Gewalt schon bei seinem Confiteor auf? Diese Konfrontierung — nicht mit dem Wunderbaren, sondern mit dem Wirklichen? Was mich anbelangt, so kann ich sagen, daß ich in San Giovanni Rotondo im heiligen Opfer der Messe Abgründe der Liebe und des Lichtes entdeckt habe, die ich bisher kaum erahnt hatte. Ich unterstreiche diesen Punkt nachdrücklich. In den Annalen der Kirche ist P. Pio der erste stigmatisierte Priester. Aber er ist Priester, vor allem Priester, und seine Gnade ist wesentlich priesterlich. Sein ganzes Leben kreist um diese Stunden, in denen er Christus, der das Kreuzopfer erneuert, seinen Mund, seine Augen, seine Hände leiht. Daß er die Wundmale trägt, fügt der Größe seines Auftrags nichts hinzu. Der unwürdigste Priester ist ihm gleich in dem Augenblick, in dem er die Worte der Wandlung spricht. Denn Christus bringt sich dar, Christus wandelt, Christus gibt sich in der Kommunion. Wie jeder andere Priester ist Padre Pio im Augenblick der Messe nur Werkzeug.

Seine Aufgabe ist es also nicht, „etwas anderes“ zu tun, oder es „besser zu machen als andere“, sondern sie besteht darin, uns das eine Maßopfer besser verstehen, miterleben und in uns aufnehmen zu lassen. Wie viele Gewohnheitsmenschen gibt es in unseren katholischen Ländern! Wie oft fragten mich in Italien wackere Frauen zwei Schritt vom Altar weg: „E buona questa messa?“ Mit anderen Worten: „Bin ich noch vor der Opferung gekommen? Habe ich meiner Sonntagspflicht genügt?“ Das erhabene Drama scheint sie nicht wirklich zu berühren. Den gleichen Wert hat ein Gebet vor der Madonna oder eine Reihe von Kniebeugen zu Ehren des heiligen Antonius!

P. Pio wirft diese Gewohnheit über den Haufen. Seine Gnade? Sie besteht darin, daß er uns die Messe mit neuen Augen sehen läßt! In ihrer ganzen Tiefe, das heißt so, wie sie wirklich ist. Er erfindet nicht, er fügt nichts hinzu, er ändert nichts an den unwandelbaren Gebärden, an den Worten voll schöpferischer Macht. Spricht er aber die Worte: „Das ist mein Leib“, „das ist mein Blut“, dann kann man nicht vergessen, daß der Priester ein zweiter Christus ist und den Auftrag hat, die Passion seines Herrn fortzusetzen und zu ergänzen. Haben seine Wundmale nicht den Wert von Zeichen, fast wagte ich zu sagen: von göttlicher Reklame, um unsere Aufmerksamkeit und unsere Liebe auf den einen Priester und das eine Opfer zu lenken? Ich meine, man beginge einen Verrat an P. Pio, würde man diesen Schritt über seine Person hinaus nicht vollziehen.

Aufrecht in der Fensternische und gegen das Licht sehe ich den Pater viel besser, als wenn ich in der vordersten Reihe in der Nähe des Geländers kniete, das den Altar umgibt. Ich danke den Furien, die mich zurückgedrängt haben, und beobachte mit gespannter Aufmerksamkeit. Ich habe mir gelobt, kaltblütig und objektiv zu bleiben. Ich versuche, von Pios Person abzu- sehen. Dies ist die Messe, und der, der sie zelebriert, ist, wie jeder andere, Priester, nur Sprecher Christi, der durch ihn sein einmaliges Opfer erneuert...

Eine Katechismuswahrheit, und sie wird plötzlich da vor mir lebendig! Butleere Formeln, die in diesem gemarterten Leib Fleisch werden! Man müßte ja blind sein, wollte man übersehen, daß dieser Mann, der nun zum Altar emporsteigt, leidet. Sein Schritt ist schwerfällig und strauchelnd. Mit durchbohrten Füßen geht es sich nicht gut. Schwer stützen sich seine Arme auf den Altar, den er küßt. Seine Reflexe sind durchweg die der Handverletzten, die sparsam sind mit ihren Gebärden. Und dann sieht er, den Kopf leicht erhoben, auf das Kreuz.

Instinktiv wende ich den Blick ab, als ob ich ein Liebesgeheimnis überrascht hätte. Das Gesicht des Kapuziners, das mir vorher fröhlich und leutselig erschienen war, ist buchstäblich verklärt. Wogen stärkster Erregungen durchfurchen es, so als ob die Auseinandersetzung, in die ihn unsichtbare Gegenwarten verwickeln, ihn abwechselnd mit Furcht, Freude, Traurigkeit, Angst, Schmerz erfüllte... Man kann in diesen Zügen das geheimnisvolle Zwiegespräch verfolgen. Da beteuert er etwas, sagt „nein“ mit dem Kopf, wartet auf die Antwort. Sein ganzer Leib ist in stummem Flehen erstarrt. Nach einem Augenblick der Ungewißheit beobachte ich ihn weiter mit einer Erregung, die mir nach und nach die Kehle zuschnürt. Die Zeit scheint stillzustehen. Oder sagen wir lieber: zählt nicht. Dieser Priester, der so lange beim Altar verweilt, scheint uns in eine neue Dimension zu reißen, wo die Dauer einen anderen Sinn hat.

Plötzlich quellen dicke Tränen aus seinen Augen, und seine Schultern, von Seufzern geschüttelt, scheinen unter einer erdrückenden Last zusammenzusinken. Eine blitzartige Erleuchtung überkommt mich, und ich denke an gewisse während des Krieges zum Tode verurteilte Menschen. Man hat ihnen eben das Urteil verkündet. Die Gesichtsmuskeln rühren sich nicht, aber der ganze Leib krümmt sich unter der Last. Will man dem Hinrichtungspeloton die Stirn bieten, so ist dieser Todeskampf mit dem Tropfenzähler, diese harte Lehre des Todes nötig.

P. Pio spielt nicht das Drama eines anderen! Es besteht kein Abstand mehr zwischen ihm und Christus. „Vivo ego, jam non ego...“ Erneuert das Haupt sein Opfer in unblutiger Weise, so sicher nicht, um uns den Wert des Blutes vergessen zu lassen. Fordert nicht jede Messe seine Glieder geradezu auf, ihren Anteil an der erlösenden Passion einzubringen, da Er selbst in seinem Leib lebt, leidet, stirbt? Sind wir nicht alle Handwerker der Erlösung? Und ist die Messe nicht für jeden von uns eine Stätte der Transsubstantiation, der Wesensverwandlung, wo unsere armseligen Leiden, von Christus übernommen, Ewigkeitswert erhalten?

Fällt schon dem einfachen Christen diese Aufgabe zu, wie viel mehr dann dem Priester! Er ist Opferlamm aus Berufung, Mittler zwischen Gott und seinem Volk. Ich betrachte P. Pios Gesicht, das von Tränen überströmt ist, und denke an all die Sünden, die er alltäglich nach den endlosen Stunden im Beichtstuhl auf sich nimmt. Nicht zum Vergnügen nimmt er die Beichte ab und spricht los. Der Diener steht nicht über seinem Herrn! Hier ist der Teil Blut, den man von ihm fordert! Die Wundmale sind unwichtig. Das Blut der Seele ist gewichtiger als das Blut des Leibes... In dieses Nessosgewand gehüllt, gedemütigt wie ein Aussätziger, allein zwischen Himmel und Erde, steigt er zum Altar seines Gottes empor. Als Priester hat er keinen anderen Daseinsgrund als die Aufgabe, Christus durchscheinen zu lassen!

Nach dieser schmerzvollen Ekstase geht die Messe weiter. Nun verstehe ich, warum die Menge um den Altar den Atem anhält. Worte können unbeholfen und ungeschickt sein — man hat so viel albernes Zeug über P. Pio geschrieben! —, die Seele aber ist tief und täuscht sich nicht! Was auf dem Altar vor sich geht, berührt sie direkt. Zwischen ihr und diesem in Gott versenkten Priester besteht ein geheimes Einverständnis. Sie ist ergriffen und in die Wirbel des Dramas hineingerissen. Diese Messe wird meine Messe.

Und hier liegt, meine ich, eine der Ursachen der außerordentlichen Macht P. Pios über alle, die ihm nahen. Wie ein Quellensucher läßt er aus einer Wüste unfruchtbarer Gewohnheit das verschüttete lebendige Wasser hervorquellen. Bei der Berührung mit ihm besinnen sich die Seelen wieder darauf, daß sie christlich sind. Farblose Frömmigkeitsübungen erhalten wieder Saft und Leben. Ich wette, daß die Menschen, die einmal in San Giovanni Rotondo gewesen sind, nie mehr der Messe als

bloße Zuschauer beiwohnen können! „Es ist, als wäre mir eine Binde von den Augen gefallen“, sagte mir jemand, „ich entdecke in der Messe, was ich nicht einmal erahnte!“

Vom Offertorium an wird der Rhythmus des heiligen Dramas intensiver. Pio hebt die Patene mit flehender Gebärde hoch, die Augen in einem unsichtbaren Licht verloren. Hierbei kommen die Wunden seiner Hände, rot und blutig, zum Vorschein. So verharret er, bewegungslos, viel länger, als es das Beten des *Suscipe* erfordert. Es ist, als ob er die ganze Welt in diesen Akt der Darbringung hineinnähme. Sein tränenüberströmtes Gesicht drückt so etwas wie eine Herausforderung aus: „Hier ist das, was ich Dir, ewiger Vater, darbringe im Namen des Sohnes, den ich vertrete. Diese menschliche Riesennot. Diese zehrende Herzensangst. Diese Sünden... Und ich lege all dies, durcheinander, in Deine Arme, an Dein Herz. Versuche, es mir noch besser als wesensverwandelt wiederzugeben! Als Mensch unter den Menschen, als Priester der Menschen, gebe ich Dir, o Schöpfergut, was Du schöner wiederherstellst, als Du es geschaffen hast...“

Die Minuten verrinnen wie Blutstropfen. Plötzlich verstehe ich, daß wir durch die Messe zum Ewigen vorstoßen. Das Mysterium des Kreuzes entzieht sich der Zeit-als Dauer eben in dem Maße, in dem dieser gekreuzigte Mensch GOTT ist. In unaussprechlicher und dem Zugriff unseres Verstandes absolut unzugänglicher Weise ist Golgotha in jeder Messe gegenwärtig, und wir sind auf Golgotha zugegen. Diese Wahrheit ist in unseren unruhigen und flatterhaften Köpfen viel zu sehr verwischt und in Vergessenheit geraten. Sind nicht von Zeit zu Zeit gewaltsame Belehrungen notwendig, um uns diese Wahrheit wieder ins Gedächtnis zu rufen?

Beim Memento der Lebenden neuer Halt, neue Ekstase. Es gab eine Zeit, in der P. Pio nicht fertig wurde, nacheinander seine Kinder einzeln seinem Gott zu befehlen, und der im Chor verborgene Pater Guardian mußte ihm in Gedanken den Befehl zum Fortfahren erteilen.

Ich habe mehreren Messen Padre Pios beigewohnt: nicht zwei gleichen einander. Gewiß, der Pater ist den Regeln unbedingt treu, und seine Gebärden sind für einen Italiener erstaunlich schlicht. Indessen sieht man deutlich, daß nicht er allein wirkt. Unsichtbare Gegenwart umgeben ihn, helfen ihm oder hemmen ihn. Eines Freitags sah ich ihn keuchen, bedrängt wie ein Kämpfer in verzweifelter Lage. Mit brüsken Kopfbewegungen

versuchte er vergeblich, ein Hindernis zu beseitigen, das ihn daran hinderte, die Worte der Konsekration zu sprechen. Es fand dann eine Art Handgemenge statt, in dem er Sieger blieb, jedoch völlig erschöpft war. Ein andermal strömen vom Sanctus ab dicke Schweißtropfen von seiner Stirn, überschwemmen das von Seufzern verzerrte Gesicht. Er ist wirklich der Schmerzensmann, der mit dem Tode ringt. Es gibt Tage, an denen er beim Sprechen der Konsekrationsworte ein wahres Martyrium erleidet. Nur sein Beichtvater könnte mehr hierüber sagen, denn Padre Pio bewahrt trotz aller Leutseligkeit ein absolutes und scheues Schweigen über alles, was ihn selbst betrifft.

Endlich hält er nun seinen Gott, der Brot geworden ist, in der Hand! Dünne Blutfäden rieseln seine Finger entlang. Einen Augenblick lang entspannen sich seine Züge und leuchten. Manchmal erscheint ein Lächeln auf seinen Lippen, und seine sanften Augen kosen die hl. Hostie mit einem Blick voll unendlicher zärtlicher Liebe. Ich weiß nichts von der Macht seines Glaubens. Es ist aber sicher, daß ich ihn gesehen habe, wie er durch die Gestalten hindurch sieht. Sollte jemand an der wirklichen Gegenwart zweifeln, so braucht er nur seiner Messe beizuwohnen. Ich behaupte nicht, daß ihm der Glaube, der Gnade ist, automatisch eingegossen würde. Sicherlich sähe er sich aber dem gleichen Dilemma, dem gleichen Doppelschluß, gegenüber wie ein Freund, den ich nach San Giovanni Rotondo geschickt habe und der mir schrieb: „Einer von uns beiden — entweder bin ich ein Narr, oder aber der Pater ist verrückt.“ Er entschied sich für die erstere der beiden Möglichkeiten.

Wegen des Zustroms teilt P. Pio die Kommunion nach der Messe am Hauptaltar aus, wo ihm übrigens auch seine Mitbrüder helfen. Viele verlangen danach, die hl. Hostie aus seiner durchbohrten Hand zu erhalten. P. Pio unterstützt diese heilige Neugier in keiner Weise, denn die stark gestärkten Ärmel seines Meßhemdes verhüllen die Hände bis zu den Fingerspitzen. Ich bin der Überzeugung, daß er es als ungehörig betrachtet, die Augen auf ihn, den Diener, zu richten, während er seinen Herrn und Meister verschleiert in seinen schmerzenden und ausgebluteten Fingern hält. Ich schloß die Augen, während ich die Kommunion aus P. Pios Hand emfing.

3. KAPITEL

Die an der Reihe sind — Filter und Dämme — Bruder Zerberus und ausgeklügelte Handzettel — „P. Pio ist zum Beichten da und nicht zum Plaudern“ — Ein widerspenstiger Pilger beißt an — „Das Wunderzimmer“ und ein heimliches Treffen — Pio hört Beichte — „Man fühlt sich so leicht!“ — Beichtkinder plaudern aus der Schule — „Er wußte alles im voraus, er hat mir alles gesagt“ — Kariertes Taschentuch und stragetischer Rückzug — Heilung eines idiotischen Kindes — Das große Mitleid mit den Seelen

Sofort nach der Messe schleußt ein improvisierter Ordnungsdienst — den meist geistliche Söhne P. Pios versehen — die bußfertigen Sünder weiter bis es Platz gibt. Und man kann mir glauben, daß dies nicht leicht ist! Die Männer beichten in der Sakristei, wo, wie man sagt, die Disziplin weniger streng ist. Das Weibervolk wird mit Strenge kommandiert und von dem schon erwähnten grimmigen Bruder weidlich mißhandelt. Er kann übrigens gar nicht anders! Die kleinste Lockerung, und das schönste brüllende Durcheinander wäre fertig. „Sie würden mir auf dem Kopf herumtanzen, wenn ich alles durchgehen ließe“, sagt er, „und P. Pio würde ersticken!“

Vor seinem Beichtstuhl erinnert ein Geländer an eine Mole, an der sich die Wellen brechen. Die Hälfte der Kirche ist für die reserviert, „die an der Reihe sind“. Man glaube jedoch nicht, es sei leicht, bei P. Pio zu beichten! Mehrere Filter dämpfen den ersten Stoß. Und vor allem muß man wenigstens drei oder vier Tage warten.

Im Raum neben der Kirche, in dem Bruder Zerberus die Karten verteilt, höre ich heftige Proteste und bittere Vorstellungen. „Was? Erst Donnerstag? Das ist ganz unmöglich. Man wartet zu Hause auf mich! Ich muß eiligst zurück. Per carità! Sie haben also kein Herz und kein Gefühl? Madonna mia! Mitleid! Ein Kärtchen! Hier ist ein Opfer für unseren heiligen Vater Franz...“

Nichts wirkt. Mit einer Gleichgültigkeit, die hart ist wie ein Diamant, läßt Fra B. die Lawine niedergehen und reicht der jammernden Frau einen Zettel, der sie für einen Augenblick beruhigt. Sofort nimmt eine andere ihren Platz ein. „Fra B., ich komme mit Empfehlung von Reverendo X., treiben Sie für mich

doch ein ‚cantuccio‘ (ein ‚Eckchen‘, ein Kärtchen) für morgen auf.“ Der Bruder geruht nicht einmal zu antworten und reicht auch ihr einen Zettel. Nach einer Viertelstunde solchen Treibens habe ich große Hochachtung vor seiner Standhaftigkeit bekommen. Zudem bin ich recht neugierig auf diese ausgeklügelten Handzettel, die auf die erregten Gemüter wie eine Dusche zu wirken scheinen. Da liegt einer auf dem Boden . . . Ich übersetze ihn zur Belehrung meiner Leser:

„WAS JEDER BESUCHER VON SAN GIOVANNI ROTONDO WISSEN MUSS“

1. Hast du die Absicht, mit P. Pio zu PLAUDERN, so ist es besser, du verzichtest sofort darauf, denn er ist zum Beichten da und nicht zum Plaudern.

2. Willst du bei ihm beichten, so nimm zur Kenntnis, daß er Beichte hört bei den Männern bis 9 Uhr früh und nachmittags so lange wie angebracht.

Den Frauen nimmt er die Beichte ab allmorgendlich von 9 Uhr bis 11,30 Uhr, und zwar auf Grund eines Kärtchens, das vorzuzeigen ist, und das man im Büro nebenan erhalten kann.

3. Kannst du mit der Beichte nicht warten, bist du an der Reihe bist, so rufe irgend einen anderen Pater, der deiner Seele den Frieden mit Gott vermitteln wird.

4. Wegen der Weihe der Rosenkränze und anderer kirchlicher Gegenstände wende man sich an den Bruder Pförtner.

5. Willst du P. Pio irgend etwas besonderes mitteilen, so tu dies durch Vermittlung eines anderen Paters.

6. Bezüglich aller weiteren Auskünfte wende man sich an den Pater, der das Vormerkungsbüro leitet.“

Man muß feststellen, daß die Kapuziner nichts tun, um den Zugang zu ihrem heiligen Mitbruder zu erleichtern. Und offensichtlich sind die Männer begünstigt. Sie erhalten keine nummerierten Kärtchen! Ein ausländischer Priester, der seit mehreren Jahren P. Pio als freiwilliger Sekretär dient, gibt mir die Erklärung: „Die Zahl der Männer ist ja viel kleiner, und sie sind viel wichtiger!“ Meine weibliche Eigenliebe gerät in Harnisch. „Wieso wichtiger?“ „Gewiß“, gibt er mir völlig ernst zur Antwort. „Meist handelt es sich um schwierige, ja verzweifelte Fälle, um Männer, die seit zwanzig, dreißig, vierzig Jahren nicht mehr gebeichtet haben, große Sünder, die dem Pater nicht seine kostbare Zeit stehlen, indem sie Quark erzählen oder Haare spalten wie — nehmen Sie es mir nicht übel

— die Frauen!“ Korpsgeist löst meinen Protest aus: „Nanu, wir haben schließlich doch auch Sünderinnen unter uns?“ „Gewiß, aber verhältnismäßig wenig. Und sie finden in P. Pio einen Vater, der sich ihrer annimmt. Diese Kirche hat viele Magdalenen gesehen. Zu viele andere aber kommen aus Neugier und stehlen dem Pater seine Zeit.“

Fraglos ein Weiberfeind! Um mich nicht persönlich getroffen zu fühlen, halte ich mich der Schlange fern, die den unerbittlichen Bruder belagert, und fasse meine Eindrücke zusammen.

Jemand ruft mich in italienischer Sprache an. Ich drehe mich um und erkenne die Dame aus Genua, mit der ich von Foggia ab gereist bin. Ihr Gesicht ist nicht mehr wiederzuerkennen. Sie, die während der ganzen Reise kein Sterbenswörtchen von sich gegeben hatte, sprudelt plötzlich die Worte nur so heraus!

„Welche Gnade, Signora! Mein Mann hat gebeichtet. Ich hatte Angst, Riesenangst! Er wollte nicht mitkommen. Nein und nochmals nein. Anläßlich meines Namenstages bat ich ihn um ein Geschenk. Was für ein Geschenk? Ich sagte ihm: „Laß uns nach San Giovanni Rotondo gehen!“ Er ist recht zornig geworden. „Das ist ein Hinterhalt. Das ist nicht anständig!“ „Wieso nicht anständig?“ frage ich. „Du hast es mir doch versprochen!“ Ach wüßten Sie, wie schwer es war, ihn hierher zu bekommen! Heute früh war er in finsterster Stimmung. „Wir reisen nachmittags mit dem D-Zug ab!“ Stellen Sie sich vor! Wir haben fast kein Auge zugetan. Ein Bett voller Wanzen! Deshalb hat er übrigens nicht zu sehr gegen das Aufstehen protestiert. Als er mit zur Messe ging, sagte er mir jedoch: „Vor allem aber verlange nicht, daß ich beichte. Sofort nach der Messe fahren wir weg!“ Und siehe da: nach der Messe sehe ich meinen Teuren dem Pater in die Sakristei folgen. Ich warte und warte. Ich bete und bete. Er kommt zurück. Mit einem seltsamen Gesicht! Und er kniet nieder. „Es ist geschehen“, spricht er, „ich habe gebeichtet. Welche Gnade, o welche Gnade!“

Und ich sehe ihren Mann mit großen Schritten daherkommen. „Annita, ich habe ein Zimmer gefunden! Es ist bis nächsten Sonntag frei: acht Tage!“ Er erkennt mich, grüßt, lacht: „Was für ein Mensch, dieser P. Pio! Er hat mich erwischt . . .“ Und dann wird er sehr ernst: „Was wollen Sie? Nach seiner Messe mußte ich einfach beichten. Es war stärker als ich.“

Arm in Arm wie ein Liebespaar gingen sie von dannen, um von ihrem Zimmer Besitz zu ergreifen. Vom D-Zug am Nachmittag wurde nicht mehr gesprochen . . .

Auf dem Vorplatz der Kirche gabelt mich Suor Maria um halb neun wieder auf. Ich erzähle ihr das Abenteuer meiner Reisegefährten aus Genua. Es macht nicht den geringsten Eindruck auf sie. „Das ist ganz alltäglich“, erklärt sie. „Nach jeder Messe setzt der Sturm auf P. Pios Beichtstuhl ein. Man kann ihm nicht widerstehen! Das wahre Wunder ist, daß sie ein Zimmer gefunden haben, denn alles ist besetzt und überfüllt.“

Ich erweise dem englischen Tee die gebührende Ehre. Er wird gewürzt mit köstlichen örtlichen Anekdoten, die mir meine Gastgeberin erzählt, die es leider nur allzu eilig hat. Sie spielt in San Giovanni Rotondo die Rolle des Quai d'Orsay, des Außenministeriums! Alle Ausländer landen früher oder später bei ihr, automatisch, möchte ich fast sagen. Seit einiger Zeit herrscht ein wahrer Andrang von amerikanischen „boys“, die von den in den USA in Großauflage erschienenen Büchern und Artikeln hierher gezogen werden. Groß, blond, schlottrig, ergreifen sie von Ort und Dingen mit ruhiger Kühnheit Besitz und lassen sich im Handumdrehen von P. Pio bezwingen.

„Wie stellen sie es aber an, beichten zu können?“ frage ich Miß Mary Pyle.

„Auch ich frage mich wie! Es gelingt ihnen jedenfalls. Der Vater kennt kein Wort der englischen Sprache. Sie verstehen kaum oder gar nicht italienisch. Und sie kommen begeistert zurück. Sie wissen nicht, was sie auf meine Fragen antworten sollen. „Pater Pi versteht uns, das steht fest. Wie? Das ist seine Sache. Und er sagt uns, was wir erwartet haben.“

Ich gestehe ihr, wie es sich gehört, daß mir eine gewisse großsprecherische und überspannte Literatur, die mich mit Padre Pios Person bekannt gemacht hatte, Mißtrauen einflößte, und auch, daß ich ihn sehen und „unter vier Augen“ sprechen möchte.

Mary Pyle lacht auf: „Ihr seid alle gleich! Ihr habt keine Bedenken. Wißt ihr denn nicht, daß P. Pio zum Beichten und nicht zum Plaudern da ist?“

Ich berichte ihr über meine Begegnung mit dem Reverendo. „Zunächst einmal kann ich nicht warten bis ich an der Reihe bin. Und dann ist mein ‚Fall‘ sicher nicht so dringend, daß ich einer anderen den Platz wegnehme. Ich möchte jedoch P. Pio aus der Nähe sehen.“

Meine Gastgeberin überlegt einen Augenblick. „Gut, seien Sie eine Viertelstunde vor dem Angelus hier im Klostergang, links von der Kirche. Sagen Sie, daß ich Sie schicke. Ubri-gens werde ich mit einer kleinen Kranken da sein.“

Selig sind die Hartnäckigen! Suor Maria entschuldigt sich: „Man erwartet mich, bis nachher! Vergessen Sie aber nicht: Sie sind hier zu Hause...“

In San Giovanni Rotondo kann man nur in die Kirche gehen. Es ist 10 Uhr. Die Sonne beschießt die graue und öde Erde mit glühenden Pfeilen. Dürftige Olivenbäume, von Durst verzehrt, werfen lächerlichen Schatten auf den Pfad. Das Kloster erscheint als weißer Fleck auf dem Hintergrund eines Wäldchens von Zypressen, die gerade sind wie Kerzen und in trüber Erwartung erstarrt. Fraglos kann in dieser Landschaft nichts Scharen von Pilgern anziehen als diese Einbahnstraße, die auf den Vorplatz mündet.

In der Kirche überwacht ein Bruder mit Argusaugen das Treiben der bußfertigen Sünderinnen, die im linken Schiff in der Reihenfolge der Vormerkungen eingepfercht sind. Er hat sie mit dem Tropfenzähler eintreten lassen, „queste benedette“, aber sie bringen es dennoch fertig, sogar in der strengen Umschließung noch die Reihen durcheinander zu bringen. Jede möchte näher beim Padre sein, der gut sichtbar in einem offenen Beichtstuhl sitzt und sich bald nach links, bald nach rechts neigt...

Ich lasse mich ungeniert gegenüber, im rechten Schiff, das den Gläubigen offensteht, nieder. Ich will völlig klar sehen. So beobachte ich P. Pio weiterhin. Heilige Entschuldigungen der Literaten, die schließlich immer Begründungen für ihre indiskrete Neugier finden! Vom ersten Augenblick an muß ich den armen Pater mit einem Tier im Käfig vergleichen, das den gierigen Blicken der Menge ausgesetzt ist, die es umlagert. Sie alle sind Nachkommen des heiligen Apostels Thomas. Sie alle wollen sehen und berühren. Mit den Augen gefressen, in Reichweite ihrer Hände, wie am Pranger stehend, ist P. Pio zugegen für die Seelen, jedoch wie abwesend mit dem Leibe. Noch nie habe ich jemanden gesehen, der in solchem Maße reine Innerlichkeit zum Ausdruck bringt. Ich wette, daß er in diesen Augenblicken nichts und niemanden sieht. Sein Blick scheint sich über alles hinwegzusetzen. Eine viel erregendere Vision nimmt ihn voll und ganz in Anspruch! Muß er nicht, um die Seelen so zu sehen, wie er sie sieht, gewissermaßen seine leiblichen Augen auskuppeln und nach innen einzuziehen?

In der linken Hand hält er ein großes kariertes Taschentuch, mit dem er von Zeit zu Zeit sein schweißtriefendes Gesicht ab-

wischt, und das er heftig vor der Nase der allzu Neugierigen schwenkt, die beim Weggehen vom Beichtstuhl versuchen, ihm die Hände zu küssen. Man möchte sagen, er verjage Fliegen!

Manchmal huschen schmerzhaft Krämpfe über sein Gesicht, und seine Schultern geben nach unter einer unsichtbaren Last. Wischt er nur Schweiß ab — oder Tränen? Die Beichten dauern nicht lang: fünf Minuten höchstens. Er expediert, wie man mir sagt, die Frauen noch schneller. Und man kann ruhig mit einem fix und fertigen Programm und einer wohlgeordneten „Sündenliste“ kommen. Mit einem Wort wirft er alles über den Haufen. In einem Augenblick ist die Seele bloßgelegt. Sie sieht sich. Und sie weiß, daß sie gesehen wird. Diese oder jene verborgene, vergessene Wunde zeigt sich plötzlich in ihrem ganzen Entsetzen. Die geschicktesten Panzerungen werden zerfetzt. Die Masken fallen, jene Masken, die uns schließlich am Fleisch kleben. Ein unerbittliches Licht durchsucht die geheimsten Falten des Gewissens. Welche Aufdeckung von Entsetzen, welch scheußliche Unordnung!

Und sieht die Seele, plötzlich erleuchtet, daß sie angesichts der unendlichen Reinheit Gottes Schmutz und Schlamm ist, so brechen Ströme läuternder Tränen hervor. Von Reue zermalmt, nimmt sie begierig die beiden vertrauten, endlich wirklich sinnvollen Worte auf: „Atto di dolore.“ „Akt der Reue“, sagt P. Pio und er hebt die Hand.

Seine Gebärden unterscheiden sich in nichts von denen anderer Priester. Er ist sicherlich streng und anspruchsvoll. Die Massen belagern ihn wie einst den Pfarrer von Ars, weil die Beichte bei ihm ihren vollen Sinn erhält.

„Jedesmal scheint er mich in Christi Blut zu tauchen“, sagt mir später ein Beichtkind, „die Seele kommt völlig frisch und wie neugeboren heraus.“

Ich beobachte die Gesichter der Frauen, die eben gebeichtet haben und in meiner Nähe niederknien, um die als Buße aufgegebenen Gebete zu beten. Diese Gesichter sind seltsam friedvoll und leuchten manchmal von geheimer Freude. Eine von diesen Frauen sagt mir: „Man fühlt sich nachher so leicht!“

Plötzlich höre ich den „sportello“, den Schalter des Beichtstuhls heftig knallen. „Via!“, „fort!“ ruft P. Pi einem blonden jungen Mädchen zu, das heiße Tränen vergißt und seufzt. Es verläßt den Beichtstuhl, schleppt sich vor ihn... Er verjagt es mit seinem Taschentuch. „Via!“, wiederholt er, „non ho tempo per voi!“ „Fort, ich habe keine Zeit für dich!“

Ich gestehe, daß mir diese Szene mißfallen hat. Mit seinem Kommen hat dieses Mädchen bewiesen, daß es Mut hat. Und wenn es nun verzweifelt von dannen geht? Ich folge ihm mitleidig mit den Augen.

Es seufzt weiter, als ob ihm das Herz bräche. Niemand murt. Der Pater beugt sich weiter bald nach rechts, bald nach links... Es ist keine Zeit zu verlieren angesichts dieser Menge, die wartet!

Das junge Mädchen versucht, sich nochmals einzuschleichen. Eine Frau, die nun an der Reihe ist, stößt es zurück. Nun erst zieht es sich zurück, will die Kirche verlassen.

„Arme Kleine“, sagt der Pater, der die Aufsicht führt, „laß den Mut nicht sinken!“ Er führt das Mädchen fort, und ich folge den beiden.

Ein kurzes Zwiegespräch. Das Mädchen hebt den Kopf, lächelt durch die Tränen hindurch. „Grazie, Padre!“ Es beugt sich vor, küßt ihm die Hand, kehrt in die Kirche zurück. Ich komme näher: „Nanu, Pater, wie kann P. Pio seine Beichtkinder so weg-schicken? Ich finde, daß seine Manieren etwas rauh sind!“

Der Mönch sieht mich an. Am Akzent erkennt er die Ausländerin. Und sofort ist er voller Nachsicht und erklärt mir in einem Ton, den man Kindern gegenüber anspricht, die schwer von Begriff sind:

„Aber Signora, P. Pio liest in den Gewissen und schickt die Personen fort, die nicht in der richtigen inneren Verfassung sind.“

„Und wenn sie nicht mehr wiederkommen?“

„Stia tranquilla! Er würde sie nicht fortschicken, wenn sie nicht zurückkämen! Um ein Herz zu waschen, ist ein ganzer Tränenregen nötig. Ein guter Arzt zögert nicht, das Messer zu gebrauchen.“

„Und dieses junge Mädchen?“

Er wird noch nachgiebiger: „Befürchten Sie nichts! Es ist vielleicht aus Neugierde gekommen. Viele Frauen kommen aus Neugierde. P. Pio spürt es. Er will nicht, daß man zur Beichte kommt, um ihn zu sehen. Die Beichte ist etwas ganz anderes! In zwei, drei Tagen kommt das Mädchen zurück, und zwar vorbereitet. Glauben Sie vielleicht, daß P. Pio nicht schon für sie gebetet hat? Aber es braucht Zeit, ehe die Gnade wirken kann...“

Ich benutze diese Gelegenheit, eine Frage anzubringen, die mich beschäftigt:

„Sagen Sie, Pater, stimmt es, daß P. Pio in den Gewissen liest wie in einem aufgeschlagenen Buch?“

Der Kapuziner lächelt: „Ich weiß nur, was alle wissen. Manche Beichtkinder, die entzückt sind, sich so erkannt und verstanden zu sehen, erzählen jedem, der es hören will, was ihnen passiert ist. Andere wieder schweigen. Aber es sind gar zu viele Fälle bekannt geworden, und wir müssen gewisse Schlußfolgerungen aus ihnen ziehen . . .“

„Könnten Sie mir einige Beispiele geben?“

„Gewiß! Neulich ist zum Beispiel ein Kaufmann aus Pisa gekommen und hat ihn gebeten, seine Tochter zu heilen. P. Pio sieht ihn an und sagt: ‚Du bist viel kränker als deine Tochter. Ich sehe dich tot!‘ Der arme Mann wurde leichenblaß und stammelte: ‚Aber nein, aber nein, ich befinde mich sehr wohl!‘ ‚Unglücklicher!‘ rief P. Pio aus, ‚wie kannst du dich wohl befinden mit so vielen Sünden auf dem Gewissen? Ich sehe zumindest zweiunddreißig!‘ Sie können sich die Bestürzung des Kaufmanns vorstellen! Nach der Beichte erzählte er jedem, der es hören wollte: ‚Er wußte alles im voraus, er hat mir alles gesagt!‘“

„Das ist ja recht bequem“, erwiderte ich, „bei einem Priester beichten zu können, der einem die Sünden nennt. Da braucht man sich nicht den Kopf mit Gewissensprüfungen zu zerbrechen!“

„Sie täuschen sich gewaltig! P. Pio macht es niemand leicht. Kennt er Ihre Sünden, so erspart er Ihnen deshalb noch lange nicht die heilsame Demütigung, sie zu nennen! Er hilft Ihnen nur. Sagen Sie: ‚Ich habe jene Sünde so und so oft begangen‘, so korrigiert er Sie in manchen Fällen, indem er beispielsweise sagt: ‚Denk an diesen oder jenen Tag und an diesen oder jenen Ort . . .‘ Einer großen Sünderin, die ihm zu Füßen lag, nannte er alle ihre Sünden außer einer. Nach einem Augenblick heftigen Kampfes bekannte sie diese schließlich. ‚Darauf habe ich gewartet, meine Tochter!‘ rief er recht zufrieden aus. ‚Nun kann ich dir die Lossprechung geben!‘ Diese Frau hat dann erzählt, daß, wenn sie Tag für Tag ihre Lebensgeschichte aufgezeichnet hätte, dies nicht hätte genauer sein können als das, was ihr der Pater sagte. ‚Er hat mir nicht die kleinste Kleinigkeit durchgehen lassen‘, sagte sie. Aber diese letzte Sünde sollte sie selbst bekennen.“

„Stimmt es, daß P. Pio mit Vorliebe die großen Sünder empfängt?“

„Purtroppo! Die verlorenen Söhne haben den Vorrang im Hause des Himmlischen Vaters! Sie können sich keinen Begriff machen von den Bekehrungen, deren Zeuge diese Wände gewesen sind. Das, was wir wissen, ist nichts im Vergleich mit

dem, was bis zum Ende der Zeiten verborgen bleiben wird. P. Pio ist vor allem berufen, die Sünder zu bekehren. Alle seine Gaben stehen im Dienste der Seelen. Und sehen sich die Seelen so nackt und ohne jede Maske, so widerstehen sie nicht mehr. Da fällt mir noch ein Beispiel ein:

Ein Mann, den eine verbrecherische Liebschaft in Bande schlug, begleitete seine Frau mit einem fest ausgearbeiteten Plan hierher. Da er sich ihrer entledigen wollte, hatte er beschlossen, sie zu töten und einen Selbstmord vorzutäuschen. Die Reise nach San Giovanni Rotondo sollte seiner Familie Sand in die Augen streuen. Dieser Mann war ein Atheist, der weder an Gott noch an den Teufel glaubte. Ohne jegliche Erregung ging er in die Sakristei, um das ‚Phänomen typischer Hysterie‘ zu sehen, wie er sagte. Der Pater unterhielt sich eben mit seinen geistlichen Söhnen. Sowie er ihn erblickte, ging er auf ihn zu, faßte seinen Arm und stieß ihn zum Ausgang: ‚Via! Via! Via! Fort! Fort! Fort! Weißt du denn nicht, daß es dir verboten ist, deine Hände mit Blut zu beflecken? Fort mit dir!‘ Alle Anwesenden waren erschlagen. Völlig außer sich floh der Unselige, als ob er von Furien gehetzt würde. Und was geschah in der Nacht? Gott allein weiß es — und P. Pio! Am folgenden Tag lag dieser Mann nach der Messe P. Pio zu Füßen. Er nahm ihn liebevoll auf, hörte seine Beichte, gab ihm die Lossprechung und küßte ihn dann zärtlich. Und bevor er ging, sagte er ihm unvermittelt auf den Kopf zu: ‚Du hast dir immer Kinder gewünscht, gelt?‘ Der Mann sah ihn bestürzt an. ‚Ja, viele‘, erwiderte er. ‚Nun wohl, beleidige den lieben Gott nicht mehr, und ein Sohn wird dir geboren werden.‘ Ein Jahr später kamen sie beide wieder hierher, um das Kind taufen zu lassen.“

Inzwischen hatte sich auf dem Vorplatz eine Ansammlung gebildet. Wir hörten die Stimme eines Mannes, der recht lebhaft etwas erzählte. Seine Erzählung wurde von bewundernden Ausrufen der Frauen unterbrochen, die offensichtlich ganz Ohr waren. Der Mönch lächelte:

„Hören Sie ruhig zu! Das ist Wasser auf Ihre Mühle. Seit heute morgen hört er nicht auf. Er ist redselig . . . Scusi! Entschuldigen Sie . . . Ich muß mich wieder um den Ordnungsdienst kümmern. Man kann sie nicht eine Minute allein lassen! Man kann schon froh sein, wenn sie sich nicht die Haare ausreißen. Und es ist wirklich nicht ihr Verdienst, daß sie ihn noch nicht umgebracht haben . . .“

Nachdem der Kapuziner mich so auf elegante Weise abge-

schüttelt hatte, bezog er erneut seinen Beobachtungsposten. Ich aber ging zu der immer lauterem und immer heftiger gestikulierenden Gruppe. Ein Mann rief laut:

„Also hört, liebe Leute, was mir widerfahren ist! Fünfunddreißig Jahre lang habe ich keinen Fuß mehr in die Kirche gesetzt. Ihr versteht? Fünfunddreißig Jahre.“

„Mamma mia!“ ruft eine Frau neben mir, indem sie die Hände zusammenschlägt, „was für ein Heide!“

Ich muß unwillkürlich an die *commedia dell' arte* denken. Völlig gutgläubig spielt dieser Mann eine erregende Rolle vor einem improvisierten Zuhörerkreis. Sein Akzent verrät, daß er aus dem Süden stammt, und seine Gebärden beweisen, daß er der geborene Schauspieler ist! Das spricht jedoch in keiner Weise gegen seine Aufrichtigkeit und das Gewicht der von ihm berichteten Tatsachen.

Und er fährt fort: „Also, seit fünfunddreißig Jahren wollte ich weder von Gott, noch von der Madonna und den Heiligen etwas wissen. Ich führte ein Höllenleben! *Proprio cosi: una vita di dannazione*. Eines Tages begegnete mir eine geistliche Tochter Padre Pios. Sie sagte mir: ‚Gehen Sie nach San Giovanni Rotondo, und die Augen werden Ihnen aufgehen! Ich fing an zu lachen. ‚Wenn Sie vielleicht glauben, ich wäre für Ihren Padre ein Brocken, den er leicht verdauen kann, nun, dann täuschen Sie sich, *figlia mia!*‘ Indessen foppte mich dieser Gedanke in meinem Innern. Es war wie eine Bohrmaschine, die einen aushöhlt (er machte die entsprechende Gebärde mit den Händen). Schließlich konnte ich nicht mehr und sagte mir: ‚Und? Warum sollte ich nicht hingehen. Ich werde mich freimachen von dieser Besessenheit!‘ Gestern abend komme ich an. Alles ist voll. Und dabei liebe ich die Bequemlichkeit. Ich esse schlecht, ich schlafe schlecht . . . Und in der Nacht denke ich an meine Sünden. Noch nie habe ich sie so aus der Nähe gesehen. Es war wie ein Vorbeimarsch von Sünden. Schließlich schwitze ich dicke Tropfen . . . Es war auch von der Hitze . . . Um 2 Uhr fangen rings um mich die Wecker an zu klingeln . . . Drrrr! Trrrr! Na ja, ich bin genau so aufgestanden wie die anderen. Und ich fluchte vor Zorn. Aber ich ging in die Kirche. Etwas trieb mich. Ich wartete wie die anderen. Ich trat ein wie die anderen. Und ich wohnte der Messe P. Pios bei. Was für eine Messe! Ich trotzte, ich wehrte mich — nichts zu machen! Ich fing an, den Boden unter den Füßen zu verlieren! Mein Kopf platzte: *proprio scoppiava, cosi!*“

Seiner Wirkung sicher, hielt er einen Augenblick inne. Einige

Frauen in der Nähe weinten vor Ergriffenheit. Der Mann fuhr fort:

„Nach der Messe folgte ich den Männern wie ein Automat in die Sakristei. Ich wollte den Pater aus der Nähe sehen. Ihn und seine Wunden. Er kam direkt auf mich zu: ‚Spürst du nicht Gottes Hand auf deinem Kopf!?' Ich stammelte: ‚Ich möchte beichten, Pater!‘ Er antwortete: ‚Komml!‘ Kaum war ich niedergekniet, da war mein Kopf leer, leer wie ein Topf. Es war mir nicht möglich, mich meiner Sünden zu erinnern! Ich sah sie auf einem Haufen, wie klebrigen Schlamm, aber nicht einzeln wie in der Nacht. Wo anfangen? Der Pater wartete. Dann sagte er ganz sanft: ‚Mut, mein Kind. Hast du mir nicht während der Messe alles gesagt? Na also . . .‘ Und er nannte mir alle meine Sünden. Ihr versteht? Alle, sie, die niemand kannte. Die, die ich selbst vergessen hatte. Ich brauchte nur Ja zu sagen! Und dann hat er mir die Lossprechung gegeben. Ich fühle mich jetzt wie ein *bambino, leggero, leggero!* Und meine Seele singt! ‚*Ringraziate la Madonna!*‘ hat mir Padre Pio gesagt . . . Siehe Leute, ich erzähle euch das alles, damit ihr zusammen mit mir armem Sünder dankt . . .“

Er wäre sicher in diesem Ton fortgefahren, hätte nicht ein fesselnderes Ereignis plötzlich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörerschaft abgelenkt. Von einigen Zeichen alarmiert, die für gewöhnliche Sterbliche, das heißt, für nicht Eingeweihte, nicht wahrnehmbar waren, stürzten sich alle Frauen zur Kirche, wo der Pater im Begriff stand, den Beichtstuhl zu verlassen. In den Wirbel gerissen, wurde ich mitgesogen in die nächste Nähe des Geländers. Der Pater machte sich zum Gehen fertig. Sein schönes römisches Gesicht drückte Ärger und Zorn aus. Seine Augen schleuderten Blitze. Eine dichte Menge von knienden Frauen versperrte den Durchgang. Sie versuchten, sein Gewand, seine Hände zu berühren. Vergeblich schwenkte er mit drohender Miene sein großes kariertes Taschentuch. Sie blieben hartnäckig darauf versessen, dickköpfig, verrückt, trunken vor Begeisterung und Dankbarkeit. Ich hatte den Eindruck, daß eine von ihnen sein Skapulier mit einer Schere abschnitt. Mit lauter, klingender und warmer Stimme und fast neapolitanischem Akzent rief P. Pio:

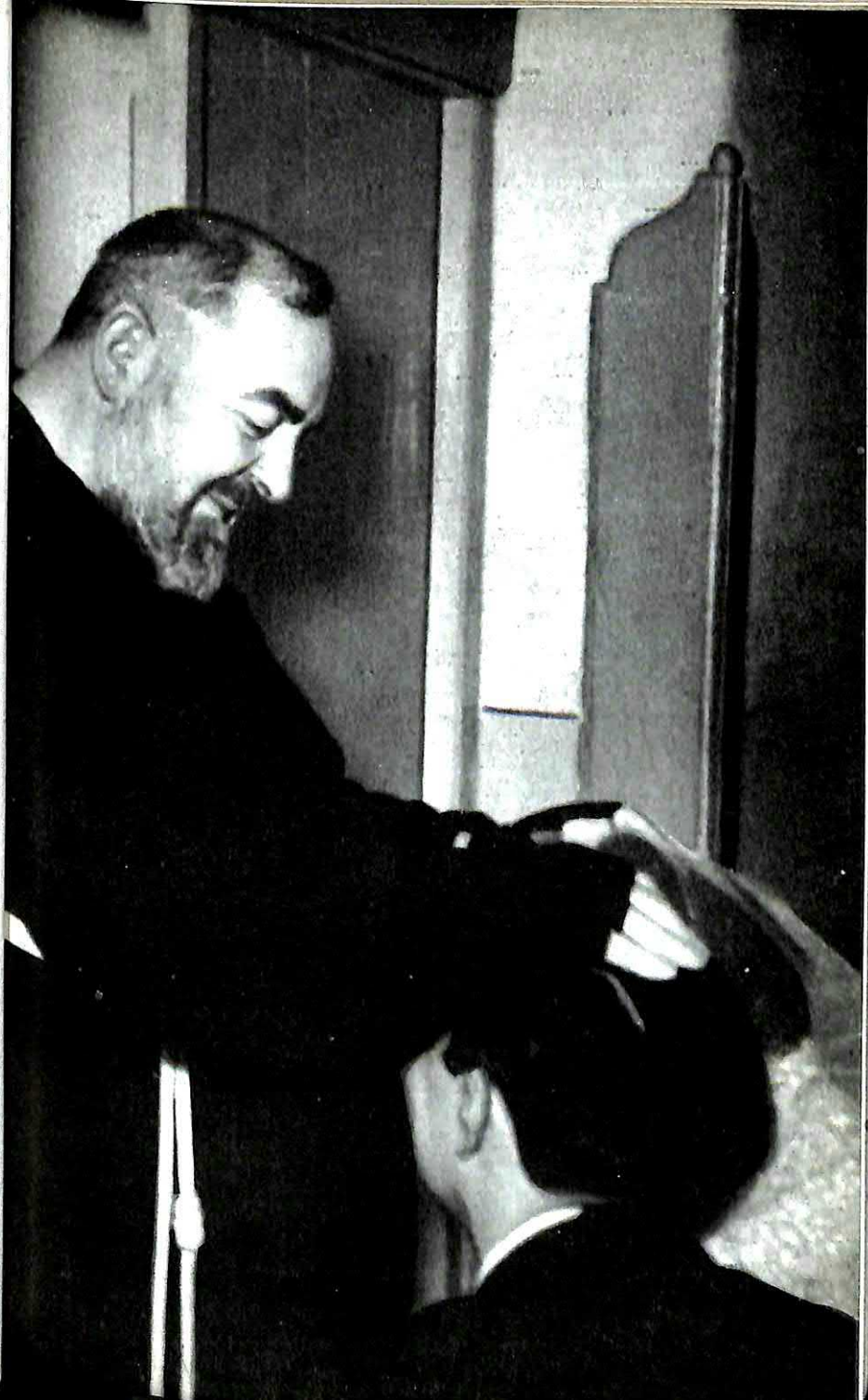
„*Mi lasciate passare insomma? Laßt ihr mich endlich durch?*“ In diesem Augenblick stürzten zwei Brüder, die als Leibgarde für ihn bestellt waren, aus der Sakristei. Sie drängten sich rücksichtslos durch die Menge und stellten sich zu beiden Seiten

P. Pios auf, um ihn zu geleiten. Die beiden gebrauchten den frommen Frauen gegenüber wenig höfliche und gewählte Ausdrücke. Zu meinem Erstaunen stellte ich fest, daß sie dies gar nicht beeindruckte. Bis zur Tür der Sakristei ging das gleiche verrückte Gelärme weiter. Wider Willen dachte ich an den Keiler, der von einer Meute von Hunden gejagt wird, der sich verbirgt, schüttelt, seine Hauer zeigt, sich einen Durchgang bahnt: keuchend, blutbefleckt, erbarmungswürdig. So trat P. Pio schwankenden Schrittes den Rückzug an. „Pater, segnen Sie diesen Rosenkranz! Pater, berühren Sie dieses Photo! Pater, fate mi la grazia! Pater, o Pater, danke!“

Endlich verschwindet er hinter der Tür, die sich krachend schließt. Sofort zerstreut sich die Meute und beruhigt sich wieder. Aus der eben noch ungestalten Masse tauchen Gesichter auf. Manche Frauen werfen sich andächtig nieder und beten aus voller Seele. Andere stürzen sich auf den Beichtstuhl, reiben ihre Rosenkränze, ihre Medaillen, ihre Bilder, ihre Hände an ihm. Der Bruder Sakristan vertreibt sie schließlich mit heftigem Schimpfen und fast mit Besenstreichen. Wir dürfen nicht zu rasch Anstoß nehmen! Wir sind in Apulien, und die Gnade unterdrückt die Natur nicht, die unter glühender Sonne so leicht entzündbar ist. Gewiß, diese Frauen aus dem Süden geraten rasch in eine Begeisterung, die an Fanatismus grenzt. Aber man kann ihnen wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß ihr Herz abgestorben ist wie bei den Heiden, „sine affectione“, von denen unser heilige Paulus spricht, oder wie bei manchen mürrischen „sittsamen Weibern“ unter uns, die im Bösen wie im Guten jeden Übermaßes unfähig sind...

Hierzu erzählte mir am gleichen Tag ein Priester, dem ich meine peinliche Verlegenheit anvertraute, folgende hübsche Anekdote:

„Als P. Pio noch jung war, hörte er in einer süditalienischen Kirche Beichte. Seinem Beichtstuhl gegenüber stand ein mit einem Geländer umgebener Altar der Madonna. Die Kirche war leer. P. Pio machte sich zum Fortgehen bereit, als plötzlich eine Frau mit einem Kind in den Armen die Kapelle betrat. Der Pater nahm an, es handle sich um ein Beichtkind und blieb unbeweglich. Sie aber sah ihn nicht. Zur Madonna gewandt, hob sie das Kind hoch, um es ihr richtig zu zeigen: ein kleines idiotisches und mißgestaltetes Ungeheuer, das geiferte. Und laut flehte sie zur Madonna: ‚Madonna mia, ich komme, damit du es heilst. Ein solches Kind ist ja wahrlich eine Schande, was! Heile





es mir!' Sie hielt das Baby mit ausgestrecktem Arm von sich hin und wartete. P. Pio, völlig verduzt, wagte nicht, sich zu rühren. Und nach einem Augenblick begann das Zwiesgespräch wieder: ‚Ich bäte dich ja nicht darum, Madonna mia, wüßte ich nicht, daß du es kannst. Du bist ja allmächtig bei Gott. Also?! Du kannst mir das doch nicht verweigern. Du k a n n s t mein Kind heilen. Also m u ß t du es heilen. Sieh doch, der poverino wartet!' Dem Altar gegenüberstehend, wiegte sie das Kind hin und her, um es der anscheinend unzugänglichen Madonna so recht zu zeigen. Diesmal dauerte das Schweigen länger. Dann platzte sie wieder los: ‚Hallo, Mamma mia, erhöre mich! Ich bitte dich um etwas Gutes, die Gesundheit meines Kindes! Was soll ich denn mit ihm anfangen, so wie es ist? Sieh es doch richtig an und heile es rasch!' Ihre Stimme wurde immer dränger und flehender. Dicke Tränen liefen über ihre Wangen... Die Madonna antwortete nicht!

Da warf die Frau mit einer raschen Bewegung ihr Baby über das Geländer auf den Altar: ‚Da du es nicht willst, gebe ich es dir! Behalte es! Oder aber gib es mir geheilt zurück. Nun gehört es dir.'

P. Pio hätte um ein Haar einen Schrei ausgestoßen. Ihm gegenüber auf dem Altar richtete sich das Baby auf, sein kleines ungestaltetes Gesicht erleuchtete sich plötzlich, seine toten Augen beseelten sich, es reckte seine Ärmchen und begann zu lallen: ‚Mamma! Mamma!' Mit einem Freudenschrei schwang sich die Frau über das Geländer, ergriff das Kind und begann, den Altar mit Küssen zu bedecken, wobei sie immer wieder rief: ‚Grazie, Madonna mia, grazie!' Dann entfloß sie, ihren Schatz ans Herz drückend.“

„Na ja“, schloß der Pater lächelnd, „ihr Benehmen ist miserabel, aber sie haben einen Glauben, der Berge versetzen kann.“ Und er hütete sich wohl, hinzuzufügen, daß sicherlich auch P. Pio hier sein Teilchen beigesteuert hatte.

Ich blieb in Gedanken versunken. Zwei Dinge schienen mir offensichtlich: die unendliche Einsamkeit P. Pios und die Weisheit der Kirche, die ihn dadurch verteidigt, daß sie übertriebene Begeisterung bremst.

Es kann ja für einen Heiligen keinen größeren Schmerz geben, als daß er die Liebe und die Anbetung abfängt, wenn man so sagen darf, und ablenkt, die dem zustehen, der „allein heilig ist“: tu solus sanctus. Seine Durchsichtigkeit ist

nie so durchschneidend, daß sie nicht in manchen Herzen einen Schirm bilden könnte. Das religiöse Gefühl verirrt sich rasch, und dies ist vielleicht auch eine der schmerzlichsten Folgen der Erbsünde. Ein Heiliger kann sich jede Mühe geben, um im Hintergrund zu bleiben: solange er auf dieser Erde weilt, bringen eben die Gaben, mit denen ihn Gott überhäuft hat, die Gefahr mit sich, daß der Geber vergessen wird.

P. Pio macht sich keine Illusionen! Er verdankt seine ungeheure Volkstümlichkeit den Wundmalen, mit denen ihn Gott vor achtunddreißig Jahren gezeichnet hat. Dem Bildnis des Gekreuzigten, das Er in sein Fleisch geprägt hat. Der Ähnlichkeit mit dem Gottessohn, dieser himmlischen Reklame . . .

Er ist Menschenfischer und muß den Menschen als Köder dienen. Kämen sie in diesen Massen aus allen vier Himmelsrichtungen, wollten sie nicht — wie der Apostel Thomas — seine Füße und Hände berühren? Seine bluttriefenden Wunden sehen? Einige Zeichen der unsichtbaren Welt erhaschen, die ihnen der Glaube vorstellt?

Gott weiß, aus welchem Stoff er uns gemacht hat, und im Verlauf der Geschichte geizt er uns gegenüber nicht mit Zeichen! Die Kirche aber erinnert uns unaufhörlich daran, daß sie ihren Sinn nur durch das erhalten, was sie bedeuten. „*Beati qui non viderunt et crediderunt!*“ Die Nacht des Glaubens ist unendlich viel kostbarer als alle Charismen, alle Gnadengaben.

Und man sieht, wie wenig Aufhebens P. Pio von der Begeisterung macht, die er entfesselt. Seine etwas brüskten Bewegungen, die Anstrengungen, die er macht, um seine Hände zu verbergen, ja sogar seine gewollt abstoßenden Manieren haben nur ein Ziel: seine glühenden Verehrer zu entmutigen, um sie zu Gott hin zu kehren.

Während meines Aufenthaltes in San Giovanni Rotondo habe ich ihn selbst viel mehr beobachtet als seine Wundmale. Er hat mich durch seine außerordentlich große Demut erobert. Dieser Mann empfindet sich wirklich als Nichts vor Gott. Alle, die ich hierüber befragt habe, bekunden übereinstimmend, daß er in heftigster Weise alle Danksagungen zurückweist, die an ihn gerichtet werden. „*Ringrazia il Signore! Lui, e non altri devi ringraziare . . . Dio ti ha concesso la grazia! Rivolgi a Lui, e non a me il tuo ringraziamento!*“¹

¹ Danke dem Herrn! Ihm und sonst niemandem mußt du danken! Gott hat dir diese Gnade gewährt! Richte deinen Dank also an Ihn und nicht an mich!

Bringt ihn etwas in Harnisch, dann bestimmt diese aufdringlichen Dankesbezeugungen und Ehrungen. Man könnte sagen, er betrachtet sie als eine Beleidigung Dessen, dessen Werkzeug er ist. Seine geistlichen Töchter und Söhne wissen wohl, wie sehr er alle Bewunderungsformeln verabscheut. Wie könnte er, vom unbestechlichen Licht in sein Nichts verwiesen, Lob annehmen, ohne es als Lüge zu betrachten und ohne darunter zu leiden? Auf meinem Beobachtungsposten, seinem belagerten Beichtstuhl gegenüber, konnte ich mir darüber klar werden, daß das sein wahres Kreuz ist. „Der Welt und den Menschen als Schauspiel dienen“, den Sündern, die von seinen Wundmalen angezogen werden, als Angelhaken dienen, ertragen, daß seine Wunden, ein Geheimnis der Liebe, von neugierigen und zudringlichen Augen verschlungen werden: kann man sich ein härteres Martyrium denken? Er gibt sich dazu her, weil ein noch qualvollerer Durst ihn verzehrt — das große Mitleid mit den Seelen, deren Beute er seit vier Jahrzehnten ist! Man rühmt ihn, gewöhnlich als einen, der die Wundmale trägt. Ich bin der Überzeugung, daß er vor allem als ein neuer Pfarrer von Ars in die Geschichte eingehen wird, ein Gefangener des Beichtstuhls und ein Handwerker von Bekehrungen. Gott hat nur hierfür aus seinem Fleisch die fünf Wunden der Erlösung erblühen lassen.

Und die Kirche, die „*dolce sposa di Christo*“, wacht eifersüchtig über die Reinheit ihrer Botschaft, wenn sie oberflächliche Lobreden und unkluge Begeisterung mißbilligt. Wie in allem anderen, so ist P. Pio auch diesbezüglich in voller Übereinstimmung mit der Kirche.

4. KAPITEL

Hinterhalt — Bitten Sie Gott, nicht mich — P. Pio aus der Nähe gesehen — Die Brosamen, die von des Königs Tisch fallen — Von Capri nach San Giovanni Rotondo — P. Pio schmolzt mit den Filmen — Bei Herrn Abresch — Bekehrung eines Theosophen — Bereite das Wickelzeug vor — „Dieses Kind ist nun Priester“ — Lebendige Quellen

Auf dem Kirchenplatz erwartet mich Mary Pyle.

„Wo waren Sie denn? Ich suche Sie schon. Es ist Zeit! Folgen Sie mir.“

Sie zieht mich zur Pforte, die zum Kloster führt, schellt... Ein Bruder macht die Tür einen Spalt breit auf. „Ah, Sie sind es!“ In dem engen Gang, der sich im Hintergrund teilt und zum Kloster und zur Kirche führt, warten mehrere Personen. Ich erkenne mein junges Paar aus Neapel mit Giovannino, der schelmischer als je ist. Drei oder vier ziemlich junge Männer von gebildetem Aussehen. Ein amerikanischer Student mit rötlichem, offenem Gesicht. Ein krankes, junges Mädchen, das Suor Maria geleitet, und mehrere betagte Frauen. Der Bruder Pförtner geht mit strenger Miene hin und her, taut auf, wenn er mit meiner Gastgeberin spricht, die bei den Kapuzinerpatern in sehr hohem Ansehen zu stehen scheint.

Plötzlich hört man eine Stimme: „Er kommt!“ Ein Schauern erfaßt unsere Gruppe, die sich vorwärts stürzt. „Piano, piano!“ mahnt der Bruder Pförtner. Ein Pater und dann noch ein Pater durchqueren den Gang, um sich zur Kirche zu begeben. Die nachfolgenden werden von einer plötzlichen Sperre aufgehalten. Ringsum, wie Küken die Mutterhenne, umlagern wir alle den lächelnden, gutmütigen, schlichten, recht umgänglichen P. Pio (unfratequalunque, hat ihn jemand nach einer ersten Begegnung genannt). Die einen stehen aufrecht, die andern knien, alles ohne Förmlichkeit und Etikette. Alle sprechen zugleich. Alle erbitten eine „Gnade“. P. Pio wehrt ab: „Bitten Sie Gott, nicht mich!“ Er kost Giovanino und wendet sich dann neckend an die Eltern: „Na, hatte ich recht?“ Sie erschöpfen sich in Dankesbezeugungen. Mir fällt ein, daß mir diese ganze Szene völlig alltäglich erschiene, hätte mir die gemeinsame Reise nicht

den Schlüssel zu diesem Zwiegespräch geliefert. Eltern, die ihr Kind zu einem „santo“ bringen, das ist ja in Italien durchaus üblich! Niemand ahnt, daß ohne ihn das Kind nicht geboren worden wäre... ich bin versucht, zu sagen: „Zum Glück!“, der arme Pater hat ja auch so genügend Zeichen und Wunder auf seinem Konto stehen.

Er kehrt sich mir zu. Eigenartig, man möchte sagen, daß er einen ansieht, ohne zu sehen. Oder noch besser: daß er „etwas anderes“ sieht. Er sieht in nichts einem romantischen Heiligen gleich. Mit seinem leicht ergrauenden Bart, seiner blühenden Gesichtsfarbe, seinen fast runzellosen Zügen, seiner aufrechten Haltung und seinen raschen Bewegungen sieht man ihm sein Alter, seine 68 Jahre, nicht an. „Und Sie?“ fragt er mich.

Ich stelle ihm eine Frage. Er antwortet mir in genau drei Worten. Das ist so einfach wie Guten Tag. Und das war nötig. Dann knie ich nieder und bitte um seinen Segen. Seine fast völlig mit Handschuhen bedeckten Hände legen sich einen Augenblick auf meinen Kopf. Ein seltsames Gefühl durchzuckt mich. Es ist wie eine elektrische Entladung. Und plötzlich denke ich an eine Stelle aus dem heiligen Lukas: „virtus de illo exibat“ — „eine Kraft ging von ihm aus“ (Lukas 6, 19). Und warum auch nicht? Dieser Jünger ähnelt in mehr als einem Ding seinem Herrn und Meister!

Seitdem habe ich gehört, daß dieser Eindruck eines Schlags oder geheimnisvollen Fluidums durchaus an der Tagesordnung ist, wenn P. Pio die Hände zum Segnen auf die Häupter legt.

Diese ganze heimliche Begegnung — jawohl, ich war bevorzugt — hat nur runde fünf Minuten gedauert, und schon setzt der Pater seinen Weg fort mit dem zögernden Schritt, der Siehen eigentümlich ist.

Kaum draußen, wende ich mich fragend an Mary Pyle: „Wann werden Sie ein wenig Zeit haben, um mit mir über P. Pio zu sprechen?“

Sie schlägt die Hände über dem Kopf zusammen: „Ich — und Zeit! Vielleicht heute abend, bevor wir schlafen gehen. Aber ich werde Ihnen Bücher geben...“

Ich dränge: „Das ist nicht dasselbe! Ich möchte gerne Auskünfte aus erster Hand. Und Sie sind schon sehr lange in San Giovanni...“

Sie lacht auf: „Seit dreiunddreißig Jahren! Das zählt schon...“

„Eben! Und Sie kennen P. Pio gut?“

„Irrtum! Niemand kennt ihn als Gott. Niemand hat Zugang

zu seinem tiefsten Seelenleben außer seinem Beichtvater, selbstverständlich, doch dieser kann nicht sprechen. Wir lesen nur die Brosamen auf, die von des Königs Tisch fallen ..."

„Aber auch die Brosamen sind kostbar, und ich lege Wert auf sie. Kennen Sie aber keine anderen Personen in San Giovanni Rotondo, die mir Auskunft geben können?“

„O doch! Sehen Sie diese Häuser, diese Villen an, die nach und nach rings um das Kloster entstanden sind. Konvertiten P. Pios haben sie gebaut, Menschen, die eines Wunders gewürdigt wurden, vor allem aber seine geistlichen Söhne und Töchter wie ich. Nicht alle Tage hat man das Glück, jemandem von seinem Format zu begegnen! Im Jahre 1922 bin ich aus Neugierde mit Frau Montessori von Capri hierher gekommen. Ich habe drei Tage unter abscheulichen Verhältnissen verbracht — damals war hier eine Wüste —, und bei meinem dritten Besuch beschloß ich, zu bleiben. Etwas Ähnliches haben alle erlebt, die hier wohnen. Sie kommen, sie kommen wieder, und schließlich bleiben sie dann. Findet man eine kostbare Perle, so entledigt man sich eben mit größter Freude aller Güter dieser Erde, um sie zu erwerben!“

Mary Pyle ist alles andere als überspannt, und der Klang ihrer Stimme beeindruckt mich. Ich wage nicht, ihr weitere Fragen zu stellen. Es genügt, sie anzusehen, um zu erraten, daß sie nicht leichtfertig daherredet!

Und sie fährt fort: „Jeder hier hat sein Geheimnis, jeder. Oft handelt es sich um Entronnene oder Konvertiten. P. Pio ist ein Spezialist für die „großen Fische“. Und befaßt er sich erst mit jemandem, so für immer. Einmal sagte er mir: „Quando io ho sollevato un' anima, non la lascio ricadere più!“ „Habe ich erst einmal eine Seele aufgelesen, so lasse sie nicht mehr fallen...!“ Übrigens, da wir gerade auf dem Weg sind, wollen wir bei Abresch vorsprechen.“

„Wer ist das?“

„Ein geistlicher Sohn des Paters. Ein Konvertit. Er hat sich in San Giovanni Rotondo niedergelassen. Sein einziger Sohn ist Priester. Er hat eine Buchhandlung aufgemacht, in der sie Photos des Paters finden können.“

„Da muß ich aber staunen, daß P. Pio diesen Handel erlaubt.“

„Er hat gehorchen müssen! Müde geworden und von allen Seiten bestürmt, haben seine Oberen ihm befohlen, nicht mehr mit den Filmen und Photoapparaten zu schmollen. Jahrelang konnten sich die Photographen alle Mühe geben, von vorn,

von hinten, heimlich heranschleichend versuchen, eine Überraschungsaufnahme zu machen: die Filme blieben unbelichtet. Mit dem gleichen Film konnte man tadellose Aufnahmen machen, sowie der Apparat jedoch auf den Pater gerichtet war, lief der Auslöser auf Leerlauf. Man hätte heulen können! Und die Pilger wünschten so sehr, ein Photo von P. Pio als Andenken mitnehmen zu können! Nun entzieht er sich nicht mehr den Aufnahmen. Alle Photos aber, die Sie sehen werden, sind Aufnahmen jüngsten Datums. Viele Jahre seines Lebens sind dem Photographen entzogen worden! Es ist dies ein Verlust, der nicht mehr gutzumachen ist... Und wenn man bedenkt, daß wir nicht einmal diese Bilder hätten, gäbe es keinen heiligen Gehorsam! Aber wir sind am Ziel. „Buon giorno, Signor Abresch! Ich stelle Ihnen eine Freundin vor...“

Ein Mann mit grauem Haar und hellen, sanften Augen reicht uns über den Ladentisch hinweg die Hand.

„Ich verlasse Sie nun“, sagt Mary Pyle. „Vergessen Sie das Mittagessen zwischen halb zwei und zwei Uhr nicht. Es verschiebt sich manchmal, je nach den Umständen.“

Hierauf wendet sie sich an Herrn Aresch: „Schildern Sie ihr doch Ihre Bekehrung!“

Es ist die Stunde der größten Hundstagshitze, und der Laden ist leer. Die Aufforderung hat mich etwas in Verlegenheit gebracht, und ich versuche recht ungeschickt, das Thema zu wechseln, doch Herr Abresch lächelt und erwidert:

„Es handelt sich dabei durchaus nicht um ein Geheimnis. Man hat ja nicht das Recht, so besondere Gnaden zu verschweigen! Als mich Herr Alberto del Fante um mein Zeugnis bat, habe ich es ihm von Herzen gern gegeben, und er hat es in seinem Buch veröffentlicht. Hier, sehen Sie...“

Er zeigte mir ein dickes Buch mit dem Titel: *Per la storia* und dem Untertitel: „Padre Pio da Pietrelcina, Il primo sacerdote stigmatizzato“.

„Herr del Fante, der ebenfalls ein Konvertit P. Pios ist, hat den guten Gedanken gehabt, Zeugnisse, die gebührend unterschrieben sind, von allen denen zusammenzutragen, die durch des Paters Vermittlung Gnaden erlangt haben. Dieses Buch ist kostbar, denn es führt kein Geschehen an, ohne es durch Beweise zu erhärten. Mein kleiner Bericht ist im Teil 7 enthalten, im Kapitel mit der Überschrift ‚Bekehrungen‘. Hier ist er...“

Ich sehe mir das Buch an: Seite 309. Nach kurzem Schweigen fährt Herr Abresch mit bewegter Stimme fort:

„P. Pio! Ich verdanke ihm mein Lebensglück! Meinen katholischen Glauben. Und ohne ihn hätte ich keinen Sohn... Meine Frau ist verstorben, ihr Zeugnis aber bleibt. Ich sterbe morgen, doch was ich geschrieben habe, bleibt geschrieben. Die Kirche soll damit anfangen, was sie für gut hält: wir haben unsere Pflicht getan. Man hat nicht das Recht, das Licht unter den Scheffel zu stellen, nicht wahr?“

Zwei Frauen betraten den Laden. Er verließ mich, um sie zu bedienen. Ich blätterte das Buch durch. Es enthält auch die Geschichte der Bekehrung von Fredereick Abresch, die er eigenhändig geschrieben hat und die ich zusammengefaßt wiedergebe:

„Als ich im November 1928 erstmals P. Pio aufsuchte, war ich ungläubig. Einer protestantischen, durch und durch antirömischen Familie entstammend, war ich aus Gründen gesellschaftlicher Schicklichkeit katholisch geworden. Die Dogmen sagten mir nichts. Dafür war ich regelrecht vernarrt in die Geheimwissenschaften. Ein Freund hatte mich in den Spiritismus eingeweiht. Die Botschaften von jenseits des Grabes erschienen mir aber wenig überzeugend. Ich warf mich dann auf die Magie und später auf die Theosophie und verbrachte meine Zeit damit, Bücher über diese Themen zu lesen. Meine Bibliothek war vollgestopft mit solchen Werken! Meiner Frau zuliebe ging ich von Zeit zu Zeit zu den Sakramenten, jedoch ohne jede innere Überzeugung.

Eines Tages hörte ich von einem stigmatisierten Kapuziner reden, der, wie man sagte, Wunder wirkte. Die Neugierde stach mich. Ich dachte aber auch an meine Frau, die schwer krank war und vor einer Operation stand, die sie für immer die Freuden der Mutterschaft beraubt hätte. So beschloß ich, mein Glück zu versuchen, und begab mich nach San Giovanni Rotondo. Muß ich Ihnen erst sagen, daß ich ganz besonders mißtrauisch war, da es sich um Ereignisse handelte, die sich im Schoß der katholischen Kirche zugetragen hatten, die mir als Sammelstelle alles Aberglaubens erschien?

Die erste Fühlungnahme mit P. Pio ließ mich kalt. Er richtete einige Worte an mich, die mir recht trocken vorkamen! Ich hatte einen wärmeren Empfang nach dieser langen und unangenehmen Reise erwartet. Schließlich aber entschloß ich mich, dennoch zu beichten.

Kaum war ich niedergekniet, da erklärte mir P. Pio, ich hätte in meinen vorausgehenden Beichten schwere Sünden verschwiegen. Er fragte mich, ob ich ehrlich und aufrichtig sei. Ich ant-

wortete, ich hätte die Beichte als eine gute soziale Einrichtung betrachtet, aber in keiner Weise an die übernatürliche sakramentale Eigenschaft geglaubt. Irgendetwas trieb mich, hinzuzufügen: ‚Nun aber Pater, glaube ich daran.‘ P. Pio schwieg einen Augenblick. Dann sagte er mir mit einem Ausdruck unaussprechlichen Schmerzes: ‚Dies ist ja Ketzerei! So waren also alle Ihre Kommunionen Sakrileg, Gottesraub! Sie müssen eine Generalbeichte ablegen. Prüfen Sie Ihr Gewissen gründlich und rufen Sie sich ins Gedächtnis zurück, wann Sie letztmalig eine gute Beichte abgelegt haben. Jesus ist mit Ihnen barmherziger als mit Judas.‘ Er sah mich streng an und sagte laut: ‚Sia lodato Gesù et Maria‘ und ging, um bei den Frauen Beichte zu hören. Ich blieb, völlig aufgewühlt, in der Sakristei zurück. Des Paters Worte summten mir unaufhörlich im Ohr: ‚Rufen Sie sich ins Gedächtnis zurück, wann Sie letztmalig eine gute Beichte abgelegt haben...‘ Gewiß, als ich katholisch wurde, war ich ‚bedingt‘ wiedergetauft worden, und die Taufe hatte alle Sünden meines vergangenen Lebens ausgelöscht. Ich hatte auch sofort hinterher eine gute Beichte abgelegt, um meiner Ruhe willen beschloß ich jedoch, alle meine Sünden seit meiner Kindheit zu beichten.

Mein Kopf war arg zerschlagen, als P. Pio in die Sakristei zurückkam: ‚Also, wann haben Sie letztmalig eine gute Beichte abgelegt?‘

Ich begann, etwas zu stammeln, doch schnitt er mir das Wort ab: ‚Gut. Sie haben eine gute Beichte bei der Rückkehr von Ihrer Hochzeitsreise abgelegt. Lassen wir den Rest und fangen wir mit diesem Zeitpunkt an.‘

Ich war völlig bestürzt. P. Pio ließ mir jedoch keine Zeit zum Überlegen. Mit klarer Stimme fing er an, in Form von ganz genauen Fragen alle meine seit so vielen Jahren aufgelaufenen Sünden aufzuzählen. Er nannte mir sogar die genaue Zahl der versäumten Messen! Nachdem der Pater alle Todsünden kurz wiederholt hatte, gab er mir zu verstehen, wie ungeheuer schwer sie waren, und fügte mit unvergeßlichem Tonfall hinzu: ‚Lei ha sciolto un inno a Satana, mentre Gesù nel suo sviscerato amore si e rotto il collo per Lei‘ (Sie sangen Satans Lobpreis, während Jesus in seiner unendlich zärtlichen Liebe den Hals für Sie gebrochen hat). Nach der Lossprechung fühlte ich mich so glücklich und so leicht, daß es mir vorkam, als hätte ich Flügel. Als ich mit anderen Pilgern ins Dorf zurückkehrte, benahm ich mich wie ein nicht zu bändigender Junge!

Menschlich gesprochen gibt es keinerlei Erklärung für das, was mir geschehen ist. P. Pio hatte mich zum ersten Male gesehen. Während der Beichte erinnerte er mich an manche Tatsachen, die ich vollkommen vergessen hatte. Er war auch über die kleinsten Einzelheiten völlig im Bilde und stellte sie gründlich heraus, wenn die Beichte dies nötig machte. Man könnte sich nicht einmal auf Gedankenübertragung berufen, denn ich hatte ja beschlossen, die Beichte auf mein ganzes vergangenes Leben von Kindheit an auszudehnen . . ."

Natürlich beeilte sich Herr Abresch nach seiner Bekehrung, seine kranke Frau zu P. Pio zu führen. Nachdem sie gebeichtet hatte, wußte sie nicht, wo sie anfangen sollte, und sagte unbeholfen:

„Pater, die Ärzte (drei Ärzte, alle hervorragende Persönlichkeiten) gebieten mir, mich operieren zu lassen. Was soll ich tun?“

Wie üblich gab P. Pio zunächst eine Antwort, wie sie dem gesunden Menschenverstand entspricht:

„Dann, meine Tochter, tun Sie, was Ihnen die Ärzte raten!“

Frau Abresch brach in Tränen aus:

„Dann, Pater, werde ich niemals mehr Kinder bekommen!“

P. Pio hob die Augen zum Himmel empor und sagte nach einem Augenblick „mit unvergeßlicher Güte“:

„Dann ‚niente ferri‘ — keine Mordwerkzeuge. Sie wären für Ihr weiteres Leben ruiniert.“

„Voll Freude und Hoffnung kehrte ich nach Bologna zurück. Und tatsächlich hörten von diesem Augenblick an meine Blutungen auf, und alle Symptome des Leidens verschwanden, ohne auch nur die kleinste Spur zurückzulassen. Als mein Gatte zwei Jahre später P. Pio besuchte, sagte dieser voraus, ich bekäme einen Sohn. Wie erstaunt war ich, als ich aus San Giovanni Rotondo ein Telegramm (das ich noch immer aufbewahre) mit folgendem Inhalt erhielt: ‚Felice più che mai, prepara corredo bimbo!‘ ‚Bin glücklicher als je, bereite das Wickelzeug für den Jungen vor!‘ und tatsächlich hatte ich ein Jahr später ein Kind. Seine Geburt schadete mir trotz aller Prognosen der Ärzte, die ich übrigens schon lange vor meiner Schwangerschaft nicht mehr konsultiert hatte, in keiner Weise. Wir beide, mein Gatte und ich, sind auf dem Höhepunkt unseres Glücks!“

Ich schloß das Buch und blieb in Nachdenken versunken. Dieser so schlichte, so menschliche Bericht hatte mich zutiefst ergriffen. Inzwischen hatte Herr Abresch seine Kunden verabschiedet und kehrte sich mir zu:

„Dieser Junge ist nun Priester . . . P. Pio hat es vorausgesagt! Wie wunderbar sind Gottes Wege! Behalten Sie diesen Band mit Zeugnissen. Er wird Ihnen auch über andere Fälle berichten, die genau so interessant sind.“

So haben mir die geistlichen Söhne und Töchter P. Pios nach und nach den Stoff zu diesem Buch geliefert. Um völlige Klarheit zu gewinnen, habe ich in erster Linie lebende Quellen konsultiert. Aus Brocken und Ausschnitten konnte ich die Geschichte des großen Kapuziners erarbeiten. Sie ist schlichter und schöner als das, was uns gewisse billige Lobredner glauben machen wollen. Wir haben P. Pio in seiner Umgebung und am Werk gesehen, als Gefangenen jenes Beichtstuhls, der für immer die schönsten Geheimnisse der Liebe und der Gnade bewahrt. Wir wollen nun zu seiner Kindheit zurückgehen und sehen, wie Gott nach und nach, und nicht ohne seine Mitwirkung, seine Seele und seinen Leib nach dem Bilde Christi, unseres Herrn, geformt hat.

5. KAPITEL

Francesco Forgione's Kindheit — Ein von Jahrhunderten harter Treue geläutertes Geschlecht — Ein schlapper Kerl? — Novize bei den Kapuzinern in Morcone — Aus Francesco wird Fra Pio — Platztende Thermometer — Außergewöhnliches Fasten und bewegte Nächte — Erste Gefechte mit dem bösen Feind — Fra Pio wird zum Priester geweiht — Seine endlosen Messen — Wunder des heiligen Gehorsams — Ein verwirrter Sakristan — Verschwundene Briefe — Unsichtbare Wundmale — „Man möchte sagen, du spielst Gitarre!“

Er erblickte das Licht der Welt am 25. Mai 1887 in Pietrelcina („Pietra piccina“, kleiner Stein, im Gegensatz zu einem benachbarten Marktflecken „Pietra Mayuri“: großer Stein, in der Provinz Benevent). Seine Eltern waren so arm, daß sich sein Vater gezwungen sah, zweimal nach Amerika zu gehen, um dort, wie so viele andere, das Brot für seine Familie zu verdienen.

Gleich am Tag nach der Geburt trug man ihn in die kleine Dorfkirche, die noch immer vorhanden ist, und in der Taufe erhielt er den Namen Franziskus.

Leider wissen wir nur recht wenig über seine Jugendzeit. Einige selbstverständlich erbauliche Anekdoten und die üblichen

Gemeinplätze über die „Kindheit“ der Heiligen. Er kommt jedoch aus einer Landschaft voll schöner christlicher und menschlicher Überlieferungen, in der die Geister wie der Wein dieses Weinlandes perlen, und das von Jahrhunderten harter Treue geläuterte Geschlecht bringt gern Meisterwerke hervor.

Sein römisches Profil weist keine Besonderheiten auf. In Italien haben sich die Nachfahren der Cato und Cinna in den ländlichen Schichten viel reiner erhalten als bei den wohlhabenden Klassen. Durch die Berge abgeschieden, leben die Einwohner von Pietrelcina seit Jahrhunderten hartnäckig an diese undankbare und dennoch geliebte Erde geklammert. Früher oder später kehren sie stets zu ihr zurück wie „Zi' Orazio Forgine“, P. Pios Vater, der sich so gründlich in Amerika langweilte, daß er schließlich auf den Wohlstand verzichtete und sich auf den Rückweg machte, Freude im Herzen und ärmer als je.

Anscheinend war das Kind schweigsam und schüchtern. Es zog den lärmenden Spielen seiner Kameraden die Einsamkeit vor. Man ertappte es dabei, daß es bitterlich weinte, wenn jemand in seiner Gegenwart eine Lästerung ausgesprochen hatte. Es versteckte sich in den Winkeln des Hauses, „um hier nach Herzenslust zu beten“. Nach seinen Jugenderinnerungen gefragt, erwiderte P. Pio eines Tages lachend, er sei ein „maccherone senza sale“ gewesen, was man mit „schlapper Kerl“ übersetzen könnte. Wahrscheinlich arbeitete schon damals Gott an ihm, und die Berufung, ein zarter Keim, erklärt sein scheues Verhalten und seine außergewöhnliche Zurückhaltung. Später kommt dann der Tag, an dem P. Pio in der Vollreife von Natur und Gnade alle schönen Eigenschaften seines Geschlechts offenbart, und zwar mit dem Schuß sonnigen Humors, der ihm prompte Erwidierungen und beißende Einfälle eingibt, die nach der Heimaterde riechen.

Weder Zi' Orazio noch Mamma Giuseppina hätten um irgend etwas auf der Welt ihren Sohn Gott strittig gemacht. So ging eines schönen Oktobertages im Jahre 1902 der junge Francesco mit seinem Vater kurzerhand nach Morcone bei Benevento, um die Aufnahme ins Kapuzinerkloster zu erbitten.

Von diesem Augenblick an senkt sich der Vorhang. Seine Oberen bewahren äußerste Zurückhaltung bezüglich allem, was ihren heiligmäßigen Mitbruder betrifft, der derart von zudringlicher Neugier belagert und bestürmt wird. Ich kann es bezeugen: was P. Pio angeht, sind die Lippen der Kapuziner Italiens versiegelt.

So wissen wir von seinem Noviziat nur, was in zusammenhanglosen Brocken durchgesickert ist, sei es durch Bemerkungen seiner Eltern, sei es durch andere „Indiskretionen“, die in einem so außergewöhnlichen Fall unvermeidlich sind. Denn schon damals scheint seine Person seltsame Phänomene ausgelöst zu haben. Tage und Tage hindurch verzichtet dieser blasse und abgezehrte Novize auf Nahrung. Die Kommunion genügt ihm. Gibt er auf Grund des gelobten heiligen Gehorsams der Ermahnung zum Essen nach, so bricht er die Speisen wieder aus. In Venafro lebt er einundzwanzig Tage nur von der heiligen Eucharistie.

Eines Tages entzog ihm der Novizenmeister die Kommunion. Daran wäre er beinahe gestorben und man unterließ dies fortan. Nach Ablauf eines Jahres wollte ihn Zi' Orazio angesichts seiner Blässe und der dunklen Ringe unter den Augen mitnehmen, doch lehnte der Pater Guardian kurzerhand ab. Und bald darauf festigte sich die Gesundheit des Novizen soweit, daß seine Eltern beruhigt waren. Man besuchte ihn oft. Man brachte ihm Lebensmittel . . . Und eines Tages sagte der Pater Guardian zu seiner Mutter:

„Donna Giuseppa, ihr Sohn ist zu gut. Man findet kein Fehl an ihm!“

Der einzige heikle Punkt war seine schwache Gesundheit mit plötzlichen Anfällen von Fieber, das regelmäßig die Thermometer des Klosters platzen ließ. Der Pater Krankenpfleger kam dann auf den guten Gedanken, sich des Badethermometers zu bedienen. Wie groß war jedoch seine Bestürzung, als das Quecksilber eines Tages bis auf 48 stieg! Bekanntlich erschrickt man in den Klöstern nicht so leicht über solche Kleinigkeiten. Während seines Militärdienstes macht P. Pio später seinen Ärzten viel ernsthafter zu schaffen!

Da gab es also seine Fieberanfalle. Und da gab es auch seine Kasteiungen und seine nächtlichen Kämpfe. Zimmernachbar von Fra Pio zu sein, war wahrlich kein Vergnügen! Zunächst nahm man an, er selbst wäre es, der diesen Hölleniärm verursachte. Ins Bild gesetzt, machten ihm seine Oberen keinen Vorwurf mehr. Es kam vor, daß seine Mitschüler während der ganzen Nacht die Augen nicht schließen konnten.

Was ging also in seiner engen Zelle vor sich? Wir werden dies eines Tages erfahren. Vorerst müssen wir uns mit einigen mageren Brosamen begnügen, die nach und nach bekannt geworden sind.

Ganz zu Beginn seines Noviziats konnte Fra Pio eines Nachts nach der Matutin nicht wiedereinschlafen. Als er Lärm in der von Fra Anastasio bewohnten Nachbarzelle hörte, beugte er sich zum Fenster hinaus, um zu sehen, was los war. Plötzlich sah er auf dem Sims des Nachbarfensters einen riesigen schwarzen Hund, der ihn mit „so wilden“ Augen ansah, daß der arme Bruder einen Schrei ausstieß und vor Entsetzen fast in Ohnmacht gefallen wäre. Das Monstrum machte einen Riesensatz, sprang auf das gegenüberliegende Dach und verschwand. Am nächsten Tag erfuhr Fra Pio, daß sein Nachbar seit dem Vortag abwesend war. Die Geschichte wurde ruchbar, weil er sich in seiner Naivität in der ganzen Gegend nach diesem „schrecklichen Hund“ erkundigte.

Es kam zu anderen aufwühlenden und unerwarteten Zwischenfällen. Kennen schließlich nicht allein die Freunde Gottes, wie der heilige Pfarrer von Ars sagt, den bösen Feind? Der geistliche Vater Fra Pios zog aus diesen nächtlichen Gefechten die schlichte Schlußfolgerung, daß der kleine Novize zu großen Dingen erwählt war.

Inzwischen mußte er eben allein fertigwerden. Er hatte ja auch, wie es sich gehört, seinen Schutzengel, der ihm aus der Patsche helfen konnte. Und mit seinem unerschütterlichen Vertrauen nahm Fra Pio seine Zuflucht zur stets erreichbaren Hilfe jener Reisegefährten, deren Anruf unsere abstrakte Frömmigkeit vergißt. Und die Engel spielen auch weiterhin eine sehr große Rolle in seinem Leben!

Hierzu hat man mir eine prächtige Geschichte erzählt. Eines Nachts, als es besonders heiß hergegangen war, rief Fra Pio vergeblich nach seinem guten Engel. Na ja! Sogar die Engel können abgelenkt sein... Fra Pio war jedoch damit ganz und gar nicht einverstanden. Man hat einen Schutzengel wahrhaftig nicht für nichts und wieder nichts! Als er dann endlich gegen Morgen erschien, kehrte ihm Fra Pio verärgert den Rücken.

Seine Nächte waren ja wirklich recht bewegt!kehrte er in seine Zelle zurück, so fand er darin das Unterste zuoberst. Die Bücher lagen auf dem Boden. Das Tintenfaß war zerbrochen, das Bett in Unordnung. Schreckliche Ungeheuer tauchten von allen Seiten auf, sowie er, der heiligen Regel gehorchend, etwas zu ruhen versuchte. Morgens hatte er oft Wunden im Gesicht, blaugeschlagene Augen und blaue Flecken am ganzen Körper.

Man muß schon zugeben, daß das Vorhandensein eines solchen Novizen ziemlich unbequem war! Unter Berücksichtigung

seiner Gesundheit schickten ihn seine Oberen, sowie er seine Gelübde abgelegt hatte, in seine Heimat zurück, damit er sich dort erholen könnte.

Von diesem Zeitpunkt ab kennen wir manche Einzelheiten vom Erzpriester von Pietrelcina, Don Salvatore, der inzwischen Fra Pios Beichtvater geworden war, während sein Seelsorger, sein geistlicher Berater, P. Agostino, in einem Kloster wohnte. das wir nicht ausfindig machen konnten, denn der junge Novize wechselte angesichts der Ungewöhnlichkeit seines „Falls“ oft den Aufenthaltsort und wurde nacheinander nach Pianisi, Morcone, Venafro, Serra Capriola und Monte Fusco geschickt.

Im Dom von Benevent wurde er am 10. Mai 1910 zum Priester geweiht. Der Traum seines Lebens war endlich Wirklichkeit geworden, und seine zutiefst gläubige Familie teilte seine Freude. Seine Oberen ließen ihn noch immer in Pietrelcina... lediglich aus gesundheitlichen Gründen? In verschleierte Ausdrücken wird P. Pio eines Tages von den außerordentlich harten Heimsuchungen aus dieser Zeit sprechen.

Auf jeden Fall aber hätten ihn seine Mitbürger gern weniger heilig gesehen. Eines schönen Tages beschwerten sie sich beim Erzpriester, denn, so erklärten sie: „Die Messe P. Pios ist endlos...“ „Man genügt gern der Sonntagspflicht und geht auch gerne unter der Woche zur Messe, man hat jedoch keine Zeit zu verlieren, und die Feldarbeit wartet nicht...“ Don Salvatore wollte dies selbst überprüfen und sah, daß der junge Priester am Altar tatsächlich den Zeitbegriff verlor. In Gott verzückt, verweilte er unendlich lange bei den Mementos und der Danksagung, während das liebe Kirchenvolk vor Ungeduld kochte. Was konnte man da tun? Der Erzpriester kam auf einen glänzenden Gedanken:

„Piuccio“, sagte er, „paß auf! Ich werde dich im Geiste und im Namen des heiligen Gehorsams mahnen, wann du fortfahren mußt!“ Die List hatte vollen Erfolg. So wie Don Salvatore von seinem Chorstuhl aus feststellte, daß die Verzückungen Padre Pios zu lange dauerten, gab er ihm den Befehl, fortzufahren, und der junge Priester gehorchte sofort.

Er hielt sich hernach schadlos. Hinter dem Hauptaltar verborgen, blieb er stundenlang in tiefer Sammlung. Oft schloß man ihn in der Kirche ein. Er bemerkte es nicht einmal! Eines Tages stürzte der Sakristan, völlig verwirrt und aus dem Häuschen geraten, zum Erzpriester: „Signor Arciprete, kommen Sie schnell, P. Pio ist tot!“ Don Salvatore fand ihn tatsächlich auf den Flie-

sen hingestreckt, unbeweglich, „außer sich“. Durch den heiligen Gehorsam zur Ordnung gerufen, richtete er sich auf und öffnete die Augen . . .

Der Erzpriester hielt es für klüger, ihm den Kirchenschlüssel zu geben, und von nun an tat P. Pio sein möglichstes, um unbemerkt zu bleiben. Wir wüßten nichts von diesen Verzückungen, hätte nicht der wackere Sakristan das Geheimnis ausgeplaudert!

Bei einem derart aus dem Rahmen fallenden Beichtkind mußte Don Salvatore Vorsichtsmaßnahmen ergreifen. Zur eigenen Richtschnur und zum Wohle P. Pios gebot er ihm, ihm die Briefe seines geistlichen Führers alsbald zu bringen, wenn er sie erhielt, und zwar bevor er sie selbst las.

Gefügig wie ein Kind gehorchte der junge Priester. Eines Tages stellte Don Salvatore, als er einen dieser Briefe öffnete, fest, daß der Umschlag nur ein weißes Blatt Papier enthielt.

„Padre Agostino hat sich offensichtlich vertan. Fordern Sie seinen Brief an!“

„Nein, er hat sich nicht geirrt“, erwiderte P. Pio ruhig, „quel brutti signori‘ haben mir einen Streich gespielt.“

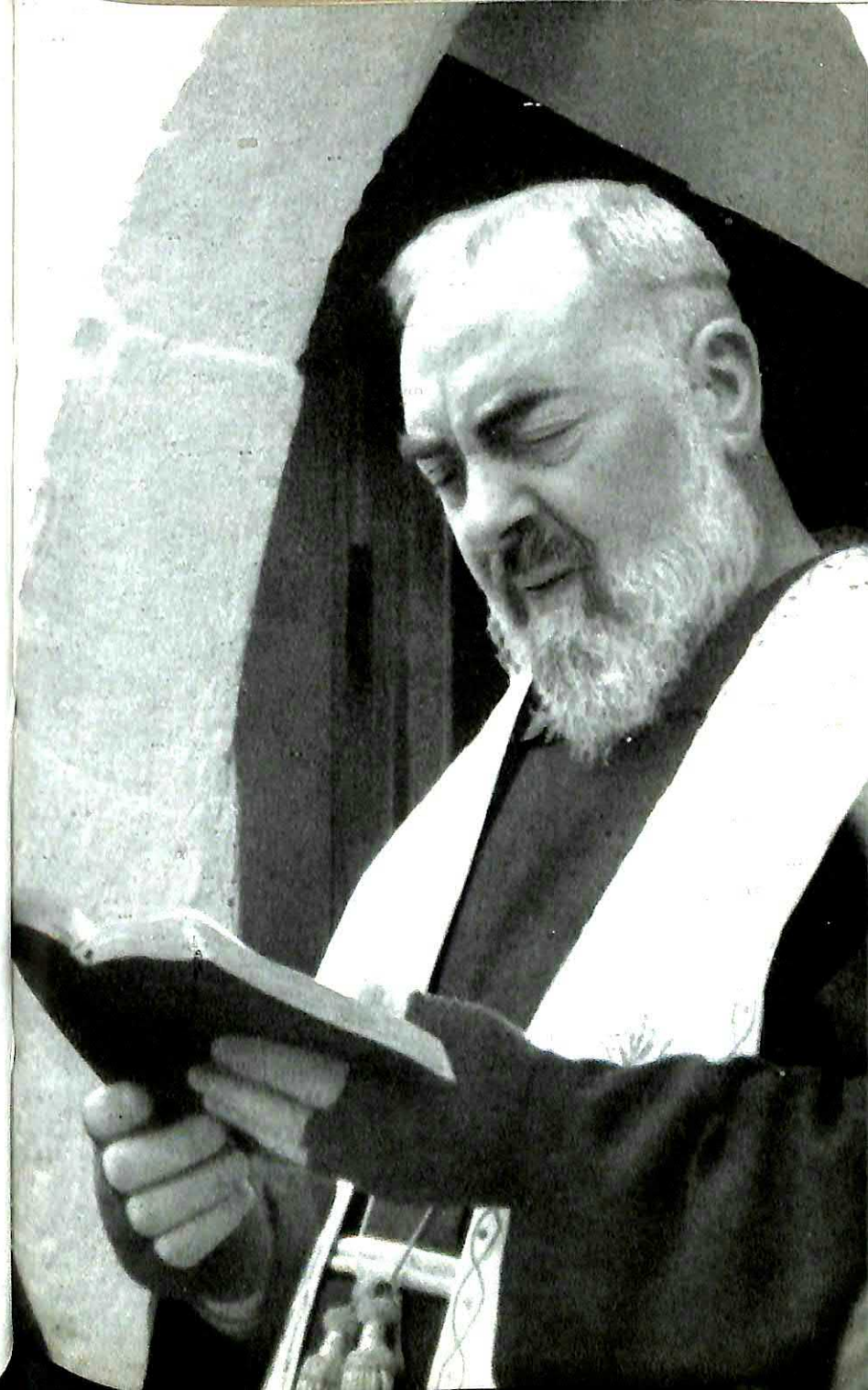
„Du weißt also, was in dem Brief stand?“

„Ja, ich weiß es.“

Punkt um Punkt faßte er alles zusammen, was sein geistlicher Führer ihm geschrieben hatte. Dem Erzpriester kam das etwas „spanisch“ vor. Sofort schrieb er an P. Agostino, um Erkundigungen einzuziehen. Und er war außerordentlich bestürzt, als er erfuhr, daß P. Pio klar gesehen hatte. Er brachte die Sache unter die Leute. Leider wissen wir nichts über den Inhalt des berühmten Briefes. Ein andermal war die Sache noch verwirrender. Als Don Salvatore den Brief öffnete, fand er anstelle des Textes einen riesigen Tintenfleck „in Trichterform“. Von heiligem Zorn erfaßt, griff der Erzpriester zu seinem Weihwedel und besprengte das befleckte Papier gründlichst. Der Fleck verschwand sofort zum größten Erstaunen seiner Nichte, die Zeugin des Vorfalles war und ihn sofort den Klatschbasen von Pietrelcina mitteilte.

Don Salvatore hätte vielleicht geschwiegen. Als diese außergewöhnlichen Ereignisse jedoch ruchbar wurden, hütete er sich wohl, sie zu dementieren.

Dabei tat der arme P. Pio, was er nur konnte, um den Neugierigen zu entrinnen. Als guter Sohn des heiligen Franz hatte er sich selbst hinter dem Bauernhof seiner Eltern eine Art strohgedeckte Einsiedelei errichtet. Hier oblag er den Geschäften





Gottes im tiefen Schweigen der Hundstagshitze. Seine Mutter, die um sein Geheimnis wußte, rief ihn nur zu den Mahlzeiten, die er schnell erledigte. Eines Tages — am 20. September 1915 — durchquerte Donna Giuseppina den Weinberg und rief: „Padre Pio! Padre Pio!“

Kurz darauf kam ihr Sohn aus der Hütte, wobei er die Hände hin- und herbewegte, als ob er sich verbrannt hätte.

Donna Giuseppina war heiteren Gemüts und begann zu lachen:

„Was hast du denn, Padre Pio? Man möchte sagen, du spielst Gitarre!“

„Ach nichts, Mama. Kleine stechende Schmerzen ohne Bedeutung.“

Donna Giuseppa drang nicht weiter in ihren Sohn. Auf einem Bauernhof hat man Wichtigeres zu tun, als sich mit der Behandlung von Wehwehchen zu befassen!

In Wirklichkeit aber hatte Padre Pio eben unsichtbare Wundmale erhalten.

Der Schmerz war so groß, daß der Erzpriester, der eingeweiht wurde, es für angebracht hielt, ihn vom Zelebrieren der Messe zu entbinden.

P. Pio war gar nicht einverstanden. Um keinen Preis der Welt hätte er seine Messe im Stich gelassen! In Übereinstimmung mit dem Erzpriester umgab er sich jedoch von nun an mit Vorichtsmaßnahmen und zog sich zur Messe in ein altes und verfallenes Kirchlein zurück, das — wie zufällig — dem heiligen Märtyrer Pius geweiht war.

6. KAPITEL

P. Pio eingezogen — Ordonnanz, Lückenbüßer und Aschenbrödel — Militärische Knechtschaft — Der Herr wollte ihm keine Auszeichnung verleihen — Herzerreißende Eingeständnisse — Ein Genesungsurlaub — Der Infanterist Francesco Forgione wird als Deserteur gesucht — Ein Brigadier der Carabinieri in brenzliger Lage — „Nachforschungen verschärfen!“ — Ein Qui-proquo der Vorsehung — P. Pio wartet auf weiteren Befehl

Wäre es nun nicht an der Zeit, daß sich P. Pio in einem Kloster begräbt?

Nein! Gott mit seinem unerforschlichen Ratschluß entscheidet anders. Krieg! Und Padre Pio ist wehrdiensttauglich. Dies beweist, daß er an keiner organischen Krankheit leidet! Und so vertauscht er die Kutte mit der Uniform. Zwei so abgezehrte Leiber wie seiner hätten in ihr Platz gehabt. Seine Kameraden berichten, daß er in ihr wie ein Häufchen Unglück aussah. Gewiß, er war in keiner Weise an sie gewöhnt! Seine militärischen Vorgesetzten, die sahen, daß ihm der ganze Kram nicht lag und ihn durchaus nicht begeistern konnte, daß er aber sanftmütig und von Herzen demütig war, teilten ihn zu den undankbarsten und unbeliebtesten Arbeiten ein. Er wurde Ordonanz, Lückenbüßer, Aschenbrödel.

Aber nicht das bedrückte ihn. Aus Liebe zu seinem gekreuzigten Herrn wäre ihm jede noch so große Pein süß erschienen. Entsetzlich litt er unter der Atmosphäre des Kasernenlebens, den schlüpfrigen Reden und dem ungenierten Benehmen seiner Kameraden (es handelte sich um die Etappe, nicht um die Front, die sich im ernstesten Todesschatten stets abklärt), der unbefangenen zur Schau gestellten Ausschweifung, der mit groben Worten, Flüchen und Lästerungen durchsetzten Sprache, der ganzen Schattenseite der militärischen Knechtschaft, die vor allem bei den Reservetruppen besonders drückend ist. Konnte man sich einen grausigeren Kopfsprung vorstellen, als den ihm auferlegten, aus seinem franziskanischen Paradies in die Hölle kaum erahnter, völlig unbekannter Schändlichkeiten?

Gott aber hatte seine eigenen wie immer verwirrenden und heilsamen Gedanken. Für die Sünder bestimmt, mußte P. Pio

die Sünde kennenlernen, und zwar nicht aus den Büchern, sondern indem er sie aus der Nähe sah, in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit zur Schau gestellt und der unendlichen Gerechtigkeit Trotz bietend.

Und er lernt nicht nur die Sünde kennen. Er lernt es auch, die Sünder zu lieben. Durch allen Schmutz hindurch, der sie entstellt, erkennt sein von der Gnade geschärfter Blick unsterbliche Seelen, die zwar in Fesseln liegen, dennoch aber Gottes Kinder sind. Im Feuer der Heimsuchung erhält dieser beschauliche Priester die Rüstung des Apostels.

Wir wissen nichts von seinem Aufenthalt im Krankenhaus der Heiligen Dreifaltigkeit in Neapel, dem er später als Hausknecht für die gewöhnlichsten und niedrigsten Arbeiten zugeteilt wurde. Ohne Zweifel hat er dort das große Mitleid mit den kranken und verwundeten Leibern gelernt. Jeder Tag erteilte ihm herzergreifende Lehren. Wie kann man nur die Vergeudung des unvermeidlichen Leidens abstellen? Was kann man tun, um es auf das erlösende Kreuz auszurichten? Schweigsam, völlig im Hintergrund stehend, linkisch und ungeschickt, in seiner schlecht geschnittenen Uniform verloren, entledigt sich der Soldat Francesco Forgione so gut er kann der Arbeiten, die man ihm gibt, und ist das Ziel der faulen Witze seiner Kameraden, die mit den „Tollpatschen“ kein Mitleid haben. Keiner ahnt, daß jede Bewegung seiner geheimnisvoll durchbohrten Hände ihm unerträgliche Schmerzen verursacht. Neckte ihn sogar seine Mutter gerne dieserhalb — „man möchte sagen, Padre Pio, daß du deine Zeit mit dem Fangen von Schmetterlingen verbringst“ —, so haben seine Stubenkameraden sich zweifellos einfach den Buckel vollgelacht...

Als später eines Tages jemand angesichts seiner Wundmale vor Verzückung außer sich gerät, schneidet ihm P. Pio kurz das Wort mit seiner üblichen Derbheit ab:

„Meinen Sie vielleicht, der Herr habe mir eine Auszeichnung verleihen wollen?“

In dieser Äußerung schwingt sicherlich eine Erinnerung an die harten Demütigungen seines Lebens in der Kaserne mit.

Zunächst erniedrigt ihn Gott, um ihn dann eines Tages erheben zu können. Alle Briefe aus dieser Zeit wimmeln nur so von herzerreißenden Eingeständnissen „seiner Niedrigkeit“, seiner „tiefsten Erniedrigung“. Dieses Leben bedrückt ihn. Wie der Apostel, auf den er sich beruft, da er die berühmten Stel-

len des Philipperbriefs (den er irrtümlich an die Epheser gerichtet sein läßt) anführt, zieht es seine Seele „nach beiden Seiten hin“:

„Ich habe Verlangen aufzubrechen und mit Christus zu sein; denn das ist bei weitem das Bessere. Doch zu bleiben im Fleische ist nötiger euret wegen . . .“

Gefoltert von diesem Hin- und Hergerissenwerden, das nur die Heiligen kennen, neigt er zunächst zur ersten Lösung und fleht seine Briefpartner an, „nicht darum zu beten, Gott möge ihn am Leben erhalten“.

Denn, schreibt er, den Apostel kommentierend, niemand könne sich vorstellen, was manche Seelen dadurch leiden, daß sie sich an diese Erde der Verbannung geschmiedet sehen. „Wir können uns nicht die leiseste Vorstellung davon machen, was es sie kostet, den elementarsten Bedürfnissen des Lebens Genüge zu leisten, zu essen, zu trinken, zu schlafen. Käme ihnen Gott nicht in seiner unendlichen Barmherzigkeit zu Hilfe, indem er ihnen durch eine Art Wunder die Aufmerksamkeit nimmt, die die Gefahr mit sich brächte, daß sie bei der Vollbringung des geringsten dieser indessen unentbehrlichen Akte aufgesogen würden, so wäre ihre Qual so groß, daß ich sie mit nichts anderem vergleichen könnte als mit dem, was die Märtyrer empfanden, die lebendig verbrannt, ihr Leben als Zeugnis ihres Glaubens für Christus dahingaben.“

An welche Heimsuchungen erinnert diese Stelle? Es war dem Soldaten Forgione sicherlich nicht leicht, sich dem Kommißessen und dem gemeinsamen Schlafraum zu entziehen! Seit Jahren ißt und schläft er fast nicht mehr. Und nunmehr verurteilt ihn der Herr, der für diese Sondergesetze verantwortlich zeichnet, zum Kasernenleben! Ist dies kein Martyrium? Er unterstreicht:

„Sie meinen vielleicht, meine liebe Raffaelina, daß ich ganz einfach übertreibe. Ich weiß aber, was ich sage! Allen, die mir nicht glauben, wünschte ich, das aus eigener Erfahrung kennenzulernen . . .“

Und nun sollten Sie gleichgültig bleiben? Sie sollten auch weiterhin den Himmlischen Vater nicht um meinen Heimgang bitten?“

Heimgang wohin? In den Himmel natürlich! Seine Briefpartnerin kennt seit langem diese glühenden Bitten und Vorstellungen. Hat er ihr nicht in einem früheren Brief gesagt, sie sei „grausam“, weil sie nicht darum bitte, „der Seelenbräutigam möge die Bande zerbrechen, die ihn zum Gefangenen seines Lei-

bes machen?“ Diese Weigerung „hat ihm das Herz durchbohrt wie ein Schwert und seine Agonie vergrößert“.

„Warum verweigern Sie mir diesen Liebesdienst? Wäre ich somit ganz allein, hierfür zu beten? Im Namen der Liebe der Barmherzigkeit Gottes versuchen Sie, dies künftig zu tun, denn sonst würden Sie meine Mörderin!“

Seine fromme Briefpartnerin, eine Nonne, stellt sich seinen dringenden Bitten gegenüber nicht nur taub, sondern fährt ganz einfach fort, für seine Gesundheit zu beten. Der arme P. Pio, derzeit der Schütze Francesco Forgione, ist untröstlich hierüber. Sein Drängen wird demütiger und schüchterner. Will Suor Raffaelina nicht erbeten, daß Gott ihn in den Himmel ruft, so möge sie wenigstens aufhören, darum zu bitten, er möge ihn am Leben erhalten! P. Pio muß eine hohe Meinung von der Macht seiner Briefpartnerin haben, denn er beunruhigt sich ernsthaft über ihre Gebete, die seine eigenen Gebete unwirksam machen. Er führt alle Argumente ins Feld, um sie zu überzeugen, beschuldigt sie sogar „niedriger und ichsüchtiger“ Gefühle und legt ihr weiter seine Gründe dar:

„Wüßte ich wenigstens, daß ich zu etwas gut bin, wenn ich auf dieser Erde bleibe, so fände ich mich noch damit ab, die Last dieses Lebens zu tragen! Ich befürchte aber — und meine Befürchtung ist wohlbegründet —, daß ich mein Priesteramt ganz und gar nicht ausfülle“ (und das aus guten Gründen!), „und damit die Gnade unfruchtbar mache, die mir durch die Handauflegung des Bischofs am Tage meiner Priesterweihe verliehen worden ist“.

Aber auch in der allergrößten Heimsuchung, in die Finsternis getaucht, sich zu Tode quälend, weil er nicht sterben kann, weigert sich der arme P. Pio nicht, mit ganzer Seele dem Willen Gottes zuzustimmen. Und das zeigt uns die Beschaffenheit seiner Seele:

„Wie sich ein Sohn, der zärtlich an seinem Vater hängt, freiwillig allen Demütigungen unterwirft und sogar die niedrigsten Arbeiten verrichtet, die dieser Vater ihm aufzuerlegen geruht hat, und zwar nicht nur, um ihm nicht zu widersprechen, sondern weil er ihm in allem Freude machen will, selbst in den kleinsten Dingen . . .“

Der Satz bleibt unvollendet. Wir können ihn ergänzen: „So bin auch ich mit allem einverstanden.“ Und dennoch legt P. Pio Wert darauf, seine Gründe aufrecht zu erhalten, denn er fährt unverzüglich fort:

„Indessen hört dieser gute Sohn, der sich aus der Liebe heraus, die er für seinen Vater empfindet, allen Bewährungsproben unterzieht, deshalb nicht auf, die Last seiner Opfer zu spüren!“

Gut! Wie schlicht und menschlich erscheint er uns in seinen armen Briefen voller Seufzer! Wie entzücken uns diese Einfälle! Man wäre auch nicht für einen Pfifferling Seelenkenner, könnte man nicht in dieser Jugendkorrespondenz — der einzigen, die wir besitzen — ein wunderbares Gleichgewicht zwischen Natur und Gnade feststellen. Gewiß, P. Pio wird es sich nicht einfallen lassen, den Engel zu spielen, — und er hat ganz und gar nichts Überspanntes an sich.

Alle Mystiker oder vielmehr alle, die zu vertrauter Gemeinschaft mit Gott berufen sind, werden diese Seiten voller Entzücken lesen.

Der göttliche Henker empfand jedoch Mitleid mit seinem Opfer. Die Erlösung kam in Gestalt einer Erkrankung, die ihm einen Genesungsurlaub einbrachte, zunächst in Foggia, dann in Pietrelcina. Nach der Rückkehr nach Neapel wurde er erneut krank (und damals brachte er die Fieberthermometer der Krankenstube zum Platzen zur größten Bestürzung der Ärzte) und wiederum für sechs Monate freigestellt. Diesmal schickten ihn seine Oberen nach San Giovanni Rotondo.

Nach Ablauf des halben Jahres fehlte Francesco Forgione beim Aufruf und wurde als Deserteur registriert. Gleichzeitig erhielt der Brigadier der Carabinieri von Pietrelcina Befehl, den Francesco Forgione zu suchen und unter Geleit sofort zurückzubringen.

Das Papier in der Hand, durchsuchte der „Marschall“ (so nennt man in Italien diese Männer der öffentlichen Sicherheit) den Marktflecken. Niemand aber konnte ihm sagen, wo jener Francesco Forgione, Soldat der königlichen Infanterie und fahnenflüchtig, weilte. Man kannte zwar den P. Pio recht gut, aber seit der Zeit, wo er ganz jung zu den Kapuzinern gegangen war, hatte man seinen weltlichen Namen und Vornamen vergessen. Vielleicht führte der „Marschall“ die Untersuchung auch nur recht oberflächlich durch. Jedenfalls war das Ergebnis negativ. Nach einiger Zeit teilte er dem Oberkommando in Neapel mit, er habe trotz aller Bemühungen nicht die geringste Spur dieses Francesco Forgione entdecken können.

Tage vergingen. Der Marschall glaubte schon, er habe diese unangenehme Geschichte vom Halse. Da erhielt er eines Tages einen neuen Befehl: „Nachforschungen verschärfen!“

Er brummte wenig schmeichelhafte Komplimente für seine Brötchengeber in den Bart und machte sich auf eine neue Treibjagd. Auch sie wäre erfolglos gewesen, wäre er nicht zufällig auf P. Pios verheiratete Schwester gestoßen.

„Donna Felicia“, sprach er sie an, indem er sein Papier aus der Tasche zog, „kennen Sie vielleicht zufällig einen gewissen Francesco Forgione?“

„Natürlich kenne ich ihn“, erwiderte Donna Felicia. „Es ist mein Bruder.“

„Was, Ihr Bruder? Das wäre also P. Pio?“ rief der arme Marschall völlig verduzt. Natürlich kannte er den jungen Kapuziner recht gut, aber er hätte in ihm nie den Deserteur vermutet, den zu suchen er beauftragt war.

Von seinem Aufenthaltsort unterrichtet, schrieb er sofort nach San Giovanni Rotondo und forderte seinen Kollegen auf, so rasch wie möglich den Schützen Francesco Forgione nach Neapel zurückzusenden. Infolge eines von der Vorsehung gewollten Versehens gab er jedoch seinen Klostersnamen nicht an. Und „alsbald“ erhielt er nach reichlich zwei Wochen (im Süden hat man es nie eilig) die Antwort, daß der gesuchte Francesco Forgione in San Giovanni Rotondo unbekannt sei.

„Was heißt hier unbekannt?!“ empörte sich der Brigadier von Pietrelcina. „Seine eigene Schwester hat es mir doch gesagt!“

Neue Nachforschungen. Neue Untersuchungen. Neue Vernehmungen. Alles wiederum ohne Ergebnis. In San Giovanni Rotondo kannte man nicht einmal die Familie der Forgione!

Das Oberkommando in Neapel wurde langsam ungeduldig. Die Carabinieri, die eine derbe Strafpredigt erhalten hatten, wußten nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Der Deserteur Francesco Forgione blieb unauffindbar.

Schließlich klingelte dann eines schönen Tages der Brigadier von San Giovanni Rotondo an der Pforte des Kapuzinerklosters und vertraue dem Bruder Pförtner seinen Kummer an.

„Was? Sie suchen Francesco Forgione? Der ist doch bei uns! Es ist P. Pio.“

Der Brigadier wäre bald auf den Rücken gefallen. P. Pio? Per bacco! Jedermann in der Gegend kannte ihn! P. Pio Deserteur! Indessen konnte man, wie die Dinge lagen, nicht lange zaudern. Der Befehl war klar und voller Drohungen. P. Pio wurde benachrichtigt und fuhr mit dem nächsten Zug ab.

Sofort nach seiner Ankunft in Neapel meldete er sich beim Hauptmann, der streng die Stirn runzelte:

„Soldat Forgione, wissen Sie, daß Sie als Deserteur gesucht werden?“

P. Pio ließ sich durchaus nicht ins Bockshorn jagen:

„Nein, Herr Hauptmann! Ubrigens bin ich kein Deserteur. Hier ist mein Urlaubsschein. Lesen Sie, was hier steht: ‚Für sechs Monate beurlaubt, dann neue Befehle abwarten.‘ Ich habe gehorcht! Ich habe gewartet... Gestern hat mich der Befehl erreicht. Ich bin sofort abgefahren...“

Der Hauptmann musterte ihn verdutzt. Dieser verteufelte Kerl hatte recht! Und so viele arme Teufel hatten sich seinetwegen seit fast einem Jahr beunruhigt. Die Korrespondenz über seinen Fall war bereits zu einem beachtlichen Aktenstück angewachsen...

„Gut, gut“, brummte der Hauptmann. „Sie können gehen!“

Der Schütze Francesco Forgione verließ den Raum mit völlig unschuldiger Miene. Hatte sein guter Engel Spaß daran gefunden, dieses Quiproquo aus tiefen und unerforschlichen Gründen zu verlängern, so war das nicht seine Sache: er hatte gehorcht!

„Und um Krieg zu führen“, überlegte er, „habe ich wirksamere Waffen als die, an denen man mich unbedingt ausbilden will.“

Die militärische Vergangenheit des heiligen Pfarrers von Ars war nicht so untadelig wie die von P. Pio da Pietrelcina!

7. KAPITEL

Zi' Orazio in Neapel — P. Pio wird als dienstuntauglich entlassen — Eine Obedienz für San Giovanni Rotondo — P. Pio vertauscht die Uniform mit der Kutte — Der 20. September 1918 — „Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!“ — Der Pater Guardian berichtet an den Pater Provinzial — Eine Neuigkeit wird bekannt — Die schmerzliche Kehrseite gewisser aufsehenerregender Gnaden — P. Pio im Spiegel seiner Briefe — Die Angst ist ein größeres Übel als das Übel selbst — „Die schlimmste Beleidigung, die wir Gott zufügen können, ist an ihm zu zweifeln“

Jahre später erzählte der alte Zi' Orazio gerne von seiner Reise nach Neapel mit einem Korb voll Lebensmitteln, die die beunruhigte Mutter dem Soldaten Francesco Forgione schickte. Anscheinend bat P. Pio vor allem um Quark und Weintrauben.

Sie aßen zusammen zu Mittag bei Donna Carolina, einer Landsmännin in der Via Rettifilo. Dann verabschiedete sich der Vater und seufzte laut.

„Weine nicht!“ mahnte P. Pio. „Ich werde nicht mehr lange beim Militär bleiben. Du wirst es sehen!“

Nach Pietrelcina zurückgekehrt, brüstete sich Zi' Orazio: „P. Pio geht es gut. Man könnte meinen, ein alter Soldat!“ Heimlich wischte sich Donna Giuseppa die Augen. Mütter kann man nun einmal nicht so leicht hinters Licht führen!

Und in der Tat schrieb P. Pio kaum zehn Tage nach diesem denkwürdigen Besuch seinen Eltern, er sei krank und liege im Krankenhaus. Und er fügte hinzu: „Kommt auf keinen Fall. Wir könnten uns hier kaum eine Viertelstunde lang sehen. Bald komme ich nach Hause zurück.“

Was man später für eine prophetische Ankündigung nahm, war nur eine Angelegenheit des gesunden Menschenverstandes. Die Ärzte von Neapel fanden den Gesundheitszustand P. Pios so schlecht, daß er bei Gewährung einer Rente endgültig entlassen wurde.

P. Pios Biographen haben den Anschein erweckt, als habe er sich schon 1916 endgültig in San Giovanni Rotondo niedergelassen.

Die Korrespondenz, die wir in der Hand hatten, zwingt uns jedoch, die Daten zu berichtigen. Ein aus der „Prima clinica medica von Neapel“ geschriebener Brief datiert vom 8. März 1918, also war er zu diesem Zeitpunkt noch Soldat. Am 5. Mai 1918 befand er sich in San Marco La Catola. Er wurde also erst nach diesem Datum für dienstuntauglich erklärt. Wir wissen auch, daß er zunächst nach Pietrelcina ging, von wo er seine militärische Ausrüstung zurückschickte, und zwar zum großen Mißfallen von Zi' Orazio, der sie behalten wollte.

P. Pio aber hatte ihm erklärt: „Nein Vater, das gehört nicht mir, sondern der Regierung.“

Er wollte nicht einmal seine Rente abheben, denn er erklärte: „Ich habe sie nicht verdient.“ Erst später und auf Befehl seiner Oberen willigte er ein, die Quittungen zu unterschreiben.

Nach einem sehr kurzen Aufenthalt in Pietrelcina erhielt er eine Obedienz nach Foggia, wo er kurze Zeit weilte. Seine Nachbarn hatten rasch Grund zur Klage, „daß seltsame Geräusche aus seiner Zelle kamen, die sie nachts am Schlafen hinderten“. P. Pio schwieg. Seine Oberen, die allein Bescheid wußten über den Ursprung dieses unerhörten Lärms, hielten es für klüger,

ihn in ein abgelegenes Kloster zu verbannen, in dem das Klima seiner raschen Genesung günstiger wäre. Zuverlässig wissen wir nur, daß er am 20. September 1918 in San Giovanni Rotondo weilte.

Da er Anfang Mai noch in San Marco La Catola war, verteilen sich alle kurz gestreiften Ereignisse auf einen Zeitraum von höchstens fünf Monaten. Und dies scheint uns bedeutsam für die Geschichte der Seele P. Pios. Es handelt sich nicht um einen seit Monaten oder Jahren in der höchsten Kontemplation versunkenen Mönch, sondern um einen eben als untauglich aus dem Dienst entlassenen Soldaten, der die Uniform mit der Kutte vertauschte, und den wir an dem denkwürdigen Tag des Festes der Wundmale des hl. Franz, seines Schutzheiligen, in San Giovanni Rotondo finden.

Überspannte Einbildungskraft hat das Ereignis ausgeschmückt, das ihn an diesem Tage ein für allemal seiner geliebten Einsamkeit entriß. Hätte der Herr den jungen Mönch nach seiner Meinung gefragt, so hätte er ihn angefleht, auch weiterhin eifersüchtig „das Geheimnis seines Königs“ — wie er sagte — zu wahren, das heißt, es bei den unsichtbaren Wundmalen zu belassen.

Wie gewöhnlich legte Gott aber keinen Wert auf die Wünsche Seines Geschöpfes und handelte, wie Er es für gut erachtete, um Seinen Liebesplänen zum Triumph zu verhelfen. Gott weiß ja, aus welchem Zeug wir geschaffen sind — Er ist ja unser Schöpfer —, wie versessen wir auf Zeichen und sinnfällige Bekundungen sind. P. Pio sollte ein hervorragender Menschenfischer werden, und als solcher brauchte er auch „Reklame“. Es genügte nicht, daß sein Herz entflammte von Liebe zu seinem gekreuzigten Herrn. Diese Liebe mußte auf seinem Fleisch in sichtbaren Wunden erblühen. Dies ist der Köder, P. Pio, und der göttliche Angelhaken, der dir zahllose Scharen von Menschen aus nah und fern zuführt. Als Gefangener des Beichtstuhls liegst du nun auf der Lauer. Ganz unwichtig ist, warum sie kommen, wenn sie nur kommen, und mit dem Bad im göttlichen Blut einverstanden sind, das ihre Befleckung abwäscht...

Wir ähneln alle miteinander den kleinen Eseln aus der Toskana, die starrköpfig und mißtrauisch sind und die man dadurch zum Laufen bringt, daß man ihnen ein Bündel wohlriechender Kräuter unter die Nase hält. Bei uns sind diese Kräuter die Charismen, die Gnadengaben. Sie lassen uns den rechten Weg finden. P. Pio hat den Neugierigen, die ihn belagern, den Un-

glücklichen, die ihn herumstoßen, Besseres zu bieten als das Schauspiel seiner durchbohrten Hände und Füße. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß die Menge in dieser Wüste von San Giovanni Rotondo nur um seiner Füße und um seiner Hände willen weilt. Sie alle haben den Angelhaken geschluckt. Sie sind in die Falle gegangen. Durch P. Pio holt sie sich Christus zurück. Alles spielte sich sehr einfach ab und läßt sich in wenige Worte fassen.

P. Pio ist an seinem Platz im Chor: in der dritten und letzten Reihe. Rechts ein Fenster. Gegenüber ein großer Christus aus Zypressenholz, „dem einzigen Holz“, wie man mir sagt, „das den Würmern widersteht“. Er ist nicht allein. Auch P. Arcangelo ist noch zurückgeblieben.

Man läutet. Es ist Zeit. Beide treten heraus. P. Arcangelo sieht, daß P. Pios Hände bluten.

„Haben Sie sich verwundet?“ fragt er nichtsahnend.

„Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!“ erwidert P. Pio in barschem Ton. Dies heißt kurz und bündig: „Das geht Sie nichts an!“

Schwankenden Schrittes erschien er vor dem P. Guardian, der völlig außer Fassung geriet. Es war unmöglich, derartige Wunden zu verbergen! Und außer den Wundmalen an Füßen und Händen hatte P. Pio an der rechten Seite eine tiefe Schnittwunde, die stark blutete. Seine Wäsche und seine Strümpfe waren hier von völlig durchtränkt. Und eigenartigerweise gerann das Blut dieser Wunden nicht und strömte einen angenehmen Duft aus...

Der P. Guardian griff zur Feder und schrieb seinen Bericht an den P. Provinzial.

Man würde die armselige menschliche Natur völlig verkennen, nähme man an, ein solches Geheimnis sei hinter den gestrengen Mauern eines Klosters völlig sicher gehütet! Die Sache wurde rasch bekannt. Scharen von Menschen eilten herbei.

„P. Pio è un santo, un santo!“

Er hörte weiter Beichte in der Kirche. Sehr rasch war der Zustrom so stark, daß Carabinieri zur Aufrechterhaltung der Ordnung eingesetzt werden mußten. Menschen, die von weither kamen, lagerten rings um das Kloster und warteten, bis sie an der Reihe waren. Andere drängten sich um den Beichtstuhl. Alle wollten ihn sehen, an seiner Messe teilnehmen. Hin- und hergestoßen, herumgezogen, kreuzlahm gemacht, von tausend Blicken verschlungen wie ein seltenes Tier, so begann für P. Pio das Märtyrerleben, das er seitdem unaufhörlich führt. Wahr-

lich, seine Wundmale sind für ihn keine gewöhnlichen Auszeichnungen!

Ergriffen, von den Ereignissen überrollt, in Verlegenheit geraten, forderte der P. Provinzial echte Photos dieser geheimnisvollen Wunden an und schickte sie mit einem Bericht an das Heilige Offizium. Er erhielt den Befehl, P. Pio einer eingehenden Untersuchung durch sachverständige Ärzte zu unterwerfen und ihn inzwischen der Neugier der Gläubigen zu entziehen.

P. Pio schweigt und gehorcht wie ein Kind. Nun ist er in den Händen der medizinischen Fakultät, die ihre Beute nicht mehr so leicht losläßt! Solange die Ärzte disputieren und nörgeln, wollen wir ein viel ergreifenderes Thema in Angriff nehmen und seine Seele befragen.

Außere Phänomene wie die Wundmale hängen ja vom inneren Leben der Seele ab, das unserem Zugriff und unserer Kontrolle noch viel weniger zugänglich ist als das leibliche Leben. So dürfen wir uns keine großen Illusionen über den Erfolg unserer Untersuchungen machen. Alles, was wir in Händen haben, um das königliche Geheimnis auch nur ein klein wenig zu lüften, sind einige Briefe, die P. Pio zwischen 1914 und 1922 eigenhändig geschrieben hat, und die Worte, die seine Getreuen aufzeichnen konnten. Angesichts des Versagens des Gedächtnisses und gewisser Veränderungen der ursprünglichen Äußerungen, die fast immer die Folge allzu leichtfertiger Begeisterung sind, können wir nur P. Pios Korrespondenz als sichere Quelle betrachten. Unsere Aufgabe ist also recht bescheiden und genau abgesteckt: wir wollen versuchen, an Hand der Bruchstücke seiner eigenen Briefe so ungefähr seinen geistigen Weg nachzuzeichnen. Wir legen Wert darauf, unser methodisches Anliegen zu unterstreichen. Wir meinen, viele Sackgassen hätten vermieden werden können, hätte man die Träger aufsehenerregender Gnadengaben wie die Stigmatisierten nicht fragmentarisch und in „spezieller“ Weise studiert, indem man sie wie Leichname seziierte, sondern in ihrer lebendigen und unteilbaren Einheit. Die ausschließliche Beleuchtung einzelner Phänomene kann zu Meisterwerken der Abstraktion führen: die Tiefe der Seele entzieht sich jedem Skalpell und bewahrt das Rätselwort.

Selbstverständlich führt uns jede Untersuchung eines Lebewesens, und wären es Protozoen¹ zu dem Mysterium Leben,

¹ Die Protozoen, auch Urtierchen genannt, sind mikroskopisch kleine, einzellige Tiere, die besonders aus Zellkern und Zytoplasma bestehen. D. U.

denn das Leben ist ein Mysterium. Wissenschaftler aber stellen sich nicht gern „Mysterien“. Die übertriebene Spezialisierung befreit sie von ihnen und behütet sie vor ihnen. Die Dinge bestehen jedoch auch dann weiter, wenn man ihnen den Rücken kehrt! P. Pio mit den Wundmalen ist nicht nur ein Problem für Psychiater oder Doktoren der Moralthologie, sondern ein Lebewesen, also ein Mysterium, das in seiner geschlossenen Einheit jedem Zugriff entgeht und jeder Zerbröckelung widersteht. Hüten wir uns also davor, ihn zu erklären, oder von ihm Erklärungen zu verlangen wie jener wackere Doktor R., der meinte, höchste Schlaueit zu bekunden, indem er ihm eines schönen Tages die verfängliche Frage stellte:

„Sagen Sie doch, Pater, warum haben Sie diese Verletzungen gerade da und nicht woanders?“

„Eher müßten Sie, Doktor, mir antworten: warum sollte ich sie woanders und nicht da haben?“

Wir sehen — und werden dies noch öfter feststellen —, daß P. Pio über Humor verfügt und keine Antwort schuldig bleibt. So wollen wir ihn in den Händen der Fachleute lassen und seiner Seele lauschen.

Im Jahre 1914, im Alter von 27 Jahren, ist er schon Seelenführer. Er ist seit kaum vier Jahren Priester und führt bereits — nicht „gewöhnliche“ Fromme, sondern — eine Elite. Feurigen Temperaments läßt er weder Ausflüchte gelten, noch Kompromisse zu. Er verfolgt seine geistlichen Schäflein mit heiliger Eifersucht, wie Hirtenhunde, die die Herde zu ihrem Herrn zurückführen, wobei sie notfalls auch die Zähne zeigen. Hören wir ihn an:

„Der Friede, die Barmherzigkeit und die Gnade seien stets mit Ihnen und mit allen, die aufrichtig den Herrn Jesus lieben. Amen!

Bereits vor einiger Zeit habe ich Ihnen geschrieben, doch bis zum heutigen Tage habe ich keine Antwort erhalten. Wie geht es Ihnen? Da ich Ihren Eifer und Ihre außerordentliche Höflichkeit kenne, muß ich wegen Ihres Schweigens sehr besorgt sein.

Ich will hoffen, daß die unendliche Barmherzigkeit mir rasch die Gnade erweist, zu hören, daß lediglich Ihre Arbeit Sie daran gehindert hat, mir zu schreiben, und daß Sie allein aus diesem Grund den vergessen haben, der unaufhörlich für Sie betet und dem Himmlischen Vater dankt. Ich erwarte also ungeduldig Ihre Post, um eingehend Nachricht zu erhalten über Ihre ganze Familie, vor allem auch, was die liebe Giovina anbetrifft, deren

Gebeten ich mich empfehle, wie auch dem Gebet Rosinens und dem Ihren.

Man hat mir versichert, daß es Ihnen besser geht, und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich mich darüber freue. Da ich aber noch immer ohne Nachricht von Ihnen bin, bin ich sehr beunruhigt und habe befürchtet, man könnte mich diesmal falsch unrichtet haben...

Ich befürchte, Ihr langes Schweigen könnte eine Falle des Feindes sein! Hüten Sie sich gut vor seinen Fallstricken, und hören Sie nie auf ihn! Und betrachten Sie mich nicht als lästig, wenn ich Ihnen so viel liebevolle Sorge bezeuge und mir Ihr Heil so sehr angelegen sein lasse. Denken Sie daran, daß ich Sie zur Braut Jesu geweiht habe. Deshalb verteidige ich Sie so eifrig gegen die Fallen, die Ihnen andere stellen könnten! Denken Sie um Himmels willen daran, daß ich die strenge Verpflichtung übernommen habe, stets über Sie zu wachen, daß ich in meinem Gewissen verpflichtet bin, Sie vor jedem Pesthauch zu beschützen, damit ich Sie eines Tages als völlig reine Jungfrau dem göttlichen Bräutigam zuführen kann, der Sie aus meiner Hand fordern wird. Wehe mir, wenn ich gegen eine solche Pflicht verstoße. Ich beschwöre Sie bei der Milde Jesu und der Liebe der göttlichen Barmherzigkeit, nie zu erkalten auf dem Weg des Guten und nie meine Ratschläge außer acht zu lassen. Lassen Sie um Gottes Liebe willen nie die Gnade des Herrn unfruchtbar werden, die Ihnen durch die Sakramente in Fülle gespendet worden ist. Seien Sie stets wachsam und kehren Sie nicht um. Versuchen Sie, ständig in der Liebe voranzukommen. Erheben Sie Ihr Herz in großem Vertrauen, um die Gaben zu empfangen, die der Heilige Geist ihm eingießen will. Wir leben in der Zeit der Aussaat: wollen wir ernten, so muß nicht in erster Linie viel gesät werden, sondern es heißt, den Samen in guten Boden zu streuen. Wir haben schon viel gesät, doch dies ist nicht genug, wenn wir uns zur Zeit der Ernte erfreuen wollen. Säen wir stets gutes Korn aus, ohne uns durch irgendetwas entmutigen zu lassen. Und keimt dieses Korn in der Wärme und wird es zu Getreide, dann wollen wir sorgfältigst darüber wachen, daß es vom Unkraut nicht erstickt wird!"

Wir haben hier ein ganzes Programm geistlichen Lebens, von Meisterhand entworfen. Der junge Mönch spricht nicht nur aus vollem Herzen, sondern versteht es, seine Ratschläge präzisen und konkreten Fällen anzupassen, die er mit erstaunlicher Heilsicht überblickt. Wir finden bei P. Pio die Gabe der Unterschei-

dung der Geister, eine außerordentlich feine unmittelbare Erkenntnis, Zartgefühl, Sinn für die Verantwortung und jenen Hauch heiliger Zärtlichkeit, der in jeder Zeile zum Vorschein kommt. Es sind dies Eigenschaften der Seelenführung, die P. Pio seine außerordentliche Macht über die Seelen verleihen. Schon von seinen ersten Briefen an erweist er sich als hervorragender Seelenführer.

Aus diesen Sonderfällen — von denen wir wenig wissen — ergeben sich in großen Zügen einige Grundprinzipien, die charakteristisch sind für die Geisteshaltung P. Pios. Versuchen wir, sie kurz zu umreißen und mit Zitaten zu illustrieren:

Mit seinem Vater und Ordensstifter Franz von Assisi führt er alles auf die Liebe zurück, „Angelpunkt, Fundament und Schlußstein der Vollkommenheit“. Denn: „Gott ist Liebe, und wer in der Liebe lebt, lebt in Gott.“ Dagegen: „Es an Liebe fehlen lassen, heißt, Gott an seinem Augapfel verwunden.“ Und so als ob der Vergleich noch nicht stark genug wäre, fügt P. Pio hinzu: „Es an Liebe fehlen lassen, heißt gegen die Natur verstoßen.“

Die Liebe aber muß man beweisen. Wie? Durch das Vertrauen auf den, den man liebt. Je mehr man liebt, desto mehr gibt man sich hin. Gott, der Erstgeliebte, stellt uns auf die Probe, damit wir ihm unsere Liebe beweisen können.

„Der schönste Glaubensakt sprudelt über unsere Lippen in der Nacht, in der Opferung, im Leiden, im höchsten und unbeugsamen Ringen um das Gute; er zerreißt wie ein Blitz die Finsternis deiner Seele und trägt dich durch den Sturm bis zum Herzen deines Gottes.“

Denn, auch wenn das Unwetter am heftigsten tobt, „ruht Ihre Seele in den Armen des göttlichen Bräutigams wie ein Kindlein in den Armen seiner Mutter. Haben Sie also keine Angst und schlafen Sie ruhig, in der festen Gewißheit, daß der Herr Sie zu dem führt, was das beste für Sie ist“. Und er fügt hinzu: „Glauben Sie nicht, daß ich nur so ins Blaue hinein schwatze oder Sie sanft behandeln will: Nein, nein, dies ist die reine Wahrheit.“

Also: wenn sich „Jesus kundtut, so danken Sie ihm; und verbirgt er sich, so danken Sie ihm ebenfalls. Alles ist ein Liebespiel: Tutto è scherzo d'amore“.

Und gerade seine Freunde behandelt Gott am härtesten. Vor ihnen verbirgt er sich. Und ihnen offenbart er sich in Blitzen und in der Finsternis des Sinai.

„Du bist nun in einem brennenden Dornbusch. Er lodert, die Luft ist voller Wetterwolken, der Geist sieht und versteht nichts mehr. Gott aber spricht, der Seele gegenwärtig, die zuhört, versteht, liebt und erschauert.“

Mit allen großen Mystikern, die der Überlieferung des hl. Paulus und der Heiligen Schrift treu sind, sieht P. Pio den Menschen als Kompositum aus drei Teilen an, als zusammengesetzt aus Leib, Seele, Geist. Solange der Geist mit seinem Gipfel oder seiner feinen Spitze dem Willen Gottes zustimmt, ist nichts verloren: ja alles ist gewonnen.

„Lieben wollen, heißt schon lieben. Und wer hat dieses Verlangen in dein Herz gesenkt? Können wir auch nur den geringsten heiligen Wunsch ohne die Gnade hervorbringen? Gott selbst ist dort zugegen, wo der Wunsch vorhanden ist, ihn zu lieben.“

Also: „Mag in der Welt das Unterste zu oberst gekehrt sein, mögen alle Dinge in Finsternis getaucht sein, es ist gleich! Inmitten von Donnerschlägen und Wetterwolken ist Gott mir dir.“

Wohnt er in der Finsternis des Sinai, inmitten von Blitzen, von Wolken und von Donnerschlägen, sind wir dann nicht zur Frieden, bei ihm zu sein?“ Oder, anders ausgedrückt: sollten wir die Gaben dem Vielgeliebten vorziehen?

Und P. Pio fährt nachdrücklich fort: „Denn Gott ist so unverständlich, so unerreichbar, daß die Seele, je mehr sie in die Tiefen seiner Liebe vorstößt, desto mehr das Empfinden dieser Liebe verliert, und zwar in solchem Maße, daß es ihr schließlich so vorkommt, als ob sie nicht mehr liebt. . . . Glauben Sie mir: je mehr eine Seele Gott liebt, desto weniger spürt sie es.“

Wir dürfen nicht vergessen, daß sich P. Pio an heimgesuchte Seelen wendet, deren göttliches Leiden er kennt, und das er mit der Meisterschaft behandelt, die die Erfahrung verleiht. Dennoch gelten die meisten seiner Lehren für alle Christen, die nur zu leicht zur Angst, zur Unruhe und zum Mißtrauen neigen. „diesen Krebsgeschwüren der Seele“. Seine Führung ist ureigentlich erhebend und friedensbringend. Er kennt das Übel unserer Zeit und wird nicht müde, es zu heilen:

„Die Angst ist ein größeres Übel als das Übel selbst. . . . Wandelt schlicht auf dem Weg des Herrn und zermartert euch nicht den Kopf! Bringt euren Fehlern einen heiligen und friedlichen Abscheu entgegen, nicht aber jenen Haß voll Ekel und Unruhe, der sie nur nährt! Denkt daran, meine Töchter, daß ich gleichermaßen ein Feind der unnützen





Wünsche, wie der schädlichen und bösen Wünsche bin.“ Es zählt nur, was Gott für uns will. „Will er zu uns wie zu Moses in den Blitzen und der Wolke des brennenden Dornbuschs sprechen, so dürfen wir uns nicht darauf versteifen, zu wünschen, er möge zu uns in einem sanften und frischen Säuseln sprechen wie zu Elias.“

Also: statt „über eure Fehler zu philosophieren, bleibt in dem Boot, in das ich euch gesetzt habe“, im Namen des heiligen Gehorsams. „Der Sturm kann toben. Es lebe Jesus! Ihr werdet nicht untergehen. Er schläft, im richtigen Augenblick aber wird er erwachen, um euch wieder Ruhe zu schenken.“ Der hl. Petrus wäre trockenen Fußes auf den Wogen gegangen, hätte er es nicht mit der Angst zu tun bekommen und angefangen, zu zweifeln...

Er unterstreicht: „Die schlimmste Beleidigung, die wir Gott zufügen können, ist, an ihm zu zweifeln.“

So „lasset uns alle Besorgnis und alle Unruhe beiseiteschieben beim Ertragen der geistigen und weltlichen Drangsale, von welcher Seite sie uns auch widerfahren mögen, denn sie stehen dem freien Wirken des Heiligen Geistes entgegen. Die Geduld ist desto vollkommener, je weniger sie mit Verwirrung und Unruhe durchsetzt ist“. Fordert keine Rechenschaft von Gott. Fragt ihn nie: warum? Schaut nicht einmal auf den Weg, den er euch führt. Ja: „Ich beschwöre euch bei der Süßigkeit Jesu: richtet die Augen auf den, der euch führt, und auf das himmlische Vaterland, in das er euch führen will. Ob er euch durch die Wüste oder über grüne Fluren führt, was machts? Wichtig ist nur, daß ihr auf dem Weg, der euer Weg ist, „zu dem einen Ziel aller Seelen gelangt, die Gott geschaifen hat, damit sie seinem vielgeliebten Sohn gleichförmig werden und sich nach und nach in IHN verwandeln“.

P. Pio wird nicht müde, den Seelen, die er führt, das echt evangelische Ideal vor Augen zu halten, ihnen seine Verwirklichung zu wünschen:

„Jesus sei der Herr eurer Herzen und setze in ihnen sein Werk fort bis ihr vollkommen in die LIEBE verwandelt seid.“

„Alle Seelen, die Jesus lieben, müssen mehr und mehr ihrem himmlischen Vorbild ähnlich werden...“

„Gott möge deine Seele bearbeiten, um sein herrliches Ziel zu erreichen, das darin besteht, deine Verwandlung in IHN zu vollenden.“

Die Liebe ist der wunderbare Magnet, der die Seelen ihrer Erstarrung und ihrer Mittelmäßigkeit entreißt, um sie an sich zu ziehen: doch diese LIEBE ist gekreuzigt, und man findet sie nur am Kreuz.

Deshalb wird sie so verkannt! Wir wollen Liebe, und wir lehnen das Leiden ab. Jesus reckt uns die Arme entgegen, seine Arme aber sind angenagelt. Will man ihn umschlingen, so muß man sein Kreuz umarmen. Will man ihn finden, so muß man seine Agonie teilen.

Elementare Wahrheiten, die unserer Schlappeit widerstreben! P. Pios Originalität besteht darin, daß er uns in ganz und gar schlichten Worten wiederholt, was die heiligen Apostel Paulus und Johannes ein für allemal gesagt haben. Ein schroffes Ideal, mag sein. Aber offenbar finden sich die Seelen in ihm wieder, da der, der es herausstellt, so starkes Gehör findet? P. Pio verdünnt den Wein seines Evangeliums nicht mit Wasser, und die Scharen, die ihn belagern, beweisen erneut, daß die Seele „von Natur aus christlich“ ist.

Und er schreibt an einen geistlichen Sohn: „Jede auserwählte Seele muß Jesus ähnlich werden. So erlaube ihm, dich so zu behandeln, wie es ihm gefällt!“

„Wer den besten Teil erwählt hat, muß durch alle Leiden Christi hindurchgehen, mit ihm die Ängste der Wüste, des Ölbergs, des Kreuzes teilen.

Jesus wollte ja die höchste Verlassenheit und Einsamkeit auf sich nehmen. Er wollte die unaussprechliche Qual erleben, sich vom himmlischen Vater verlassen zu fühlen.“

Die geistlichen Heimsuchungen dürften uns also nicht nur nicht niederschlagen, sondern müßten uns erfreuen, da sie unserer Seele eine „heilige Ähnlichkeit“ aufprägen.

So schreibt er an eine seiner Töchter: „Jesus sei stets Herr über dein Herz. Er segne dich in dieser Heimsuchung und mache dich heilig! Du plagst dich, mein liebes Kind, damit ab, das höchste Gut zu suchen. In Wirklichkeit ist dieses Gut in dir und hält dich ganz nackt am Kreuz ausgestreckt, wobei es dir die Kraft gibt, dieses unerträgliche Martyrium zu ertragen und die LIEBE voll Bitterkeit zu lieben (amare amaramente l' Amore).“

Erwartet ER uns am Kreuz, wollen wir uns dann vor dem Kreuz fürchten?

Will ER uns in der Finsternis treffen, wollen wir uns dann gegen die Finsternis sperren?

„Hört gut zu, meine lieben Töchter: bei Jesu Geburt hörten die Hirten den Gesang der Engel, wie uns die Heilige Schrift sagt. Sie sagt uns jedoch nicht, die heilige Jungfrau und der heilige Joseph, die dem göttlichen KINDLEIN ganz nahe waren, hätten die Stimme der Engel gehört oder den himmlischen Glanz gesehen. Was hörten sie aber? Das Weinen des NEUGEBORENEN . . . Was sahen sie im kärglichen Licht irgend eines jämmerlichen Lichtstumpfs? Die tränengebäderten Augen des KINDES, seinen vor Kälte ganz starren, armen kleinen Leib. Ich frage euch nun aber, meine teuren Töchter: wo wäret ihr geblieben, wenn ihr die Wahl gehabt hättet? Im dunklen Stall voll von dem Geschrei des neugeborenen Kindes, oder bei den Hirten voll Entzücken und Jubel inmitten der süßen Himmelsmelodien und im Glanze des wunderbaren Lichts? Ich kenne eure Antwort! Ihr hättet mit dem heiligen Petrus gesagt: „Hier ist gut sein.“ Nun, ich versichere euch, daß ihr euch in der Grotte von Bethlehem befindet, ganz nahe bei Jesus, der vor Kälte zittert, oder, noch besser gesagt, bei Maria auf Golgatha, wo ihr nur Nägel, Dornen, Tod, Todeskampf, Finsternis, Verlassenheit seht. Ich beschwöre euch somit, die KRIPPE zu lieben und das GOLGOTHA unseres inmitten der Finsternis gekreuzigten Gottes . . .“

8. KAPITEL

P. Pios „Bonbons“ — Die Liebe flieht nur, um die Liebe zu stärken — Friedbringende Seelenführung — Auf dem Pfad der reinen Liebe — Eine Mutter mit ihrem Liebling — Erforschung der Nächte — P. Pio schreibt aus vollem Herzen — Beförderung zum Apostel — „Selbst das Fegefeuer ist süß, wenn man aus Liebe leidet“ — Seelen erkaufte man nur mit Blut — Ein Brief, der vom 23. September 1918 spricht — Der Pater lehrt seine Töchter, die rechte Aufwartung zu machen

Jemand, der P. Pio sehr nahesteht, hat mir eines Tages erklärt: „Die Wunder und die zeitlichen Gnaden sind die ‚Bonbons‘, mit denen der Pater die Seelen auf den Weg der Heiligkeit lockt, auf dem man das völlig nackte Kreuz findet, jedoch auch eine Freude, die alle Freuden übersteigt. Ich kann Ihnen versichern, daß P. Pio seine geistlichen Kinder nicht verwöhnt und verzieht!“

Ja mehr: er zwingt sie, sich im Kampf zu stellen und rüstet sie für harte Prüfungen:

„Mit einer Reihe von Meißelschlägen und sorgfältigem Schleifen bearbeitet der göttliche Handwerker die Steine, die bei der Errichtung des ewigen Baus Verwendung finden sollen“, schreibt er am 28. September 1915, zwei Wochen nach dem Empfang der unsichtbaren Wundmale.

„So singt unsere liebevolle, heilige Mutter Kirche in ihrer Kirchweihhymne.

Also kann sich jede Seele, die zur ewigen Herrlichkeit erwählt ist, mit Recht als Baustein betrachten. Natürlich muß sie der himmlische Vater, bevor er sie verwendet, mit Meißel- und Hammerschlägen behauen und herrichten. Und was sind diese Schläge? Es sind, meine liebe Schwester, die Dunkelheit, die Angst, die Versuchungen und die Leiden des Geistes, aber auch die leiblichen Krankheiten. Danken Sie also dem himmlischen Vater, der in seiner unendlichen Barmherzigkeit geruht, Sie so zu behandeln. Ja, teure Schwester, warum sollen wir uns dieser liebevollen Behandlung des allerbesten Vaters nicht rühmen? Öffnen Sie also Ihr Herz der heiligen Agonie, fest in die Arme dieses zärtlich liebenden Vaters geschmiegt, der Sie als Erwählte behandelt, da er Sie seinem Jesus so dicht auf dem steilen Weg nach Golgotha folgen läßt.“

P. Pio begnügt sich nicht damit, die Seelen in der Heimsuchung zu festigen, sondern er beglückwünscht sie zu ihrem Leiden:

„Glauben Sie mir, meine liebe Tochter, ich wäre weniger zufrieden, sähe ich Sie nicht so zutiefst betrübt, denn ich sähe Sie dann weniger mit kostbaren Edelsteinen überhäuft, mit denen Sie Ihr göttlicher Bräutigam schmückt.“

Und als die Arme darüber klagt, sie habe ein Herz „so hart wie Stein“, beruhigt sie P. Pio:

„Die Liebe flieht nur, um die Liebe zu stärken! Jesus verlangt nichts Unmögliches. Sagen Sie ihm: ‚Du willst, daß ich dich mehr liebe? Ach, ich kann nicht! Gib mir mehr Liebe, und ich werde dir mehr Liebe geben.‘ Glauben Sie, meine Tochter, Jesus wird zufrieden sein! Was könnte wichtiger sein, als Ihm allein zu gefallen? *Contento Lui, contento tutti*, ist Er zufrieden, ist alles zufrieden.“

Friedbringende Seelenführung — und dennoch unnachgiebig! Samthandschuh und eiserne Hand. So wie der heilige Franz von Sales, zögert auch P. Pio nicht, die Seelen mit dem Honig zärtlicher Liebe bis zu den schwindelerregenden Gipfeln der höch-

sten Entsagung zu führen. Manche seiner Briefe sind wahre Zusammenfassungen mystischer Theologie, die um so kostbarer sind, als sie von der Erfahrung diktiert sind, die man aus diesen mit Herzblut geschriebenen Zeilen heraushört.

Denn wie könnte er Andere durch „diese entsetzlichen und unfruchtbaren Wüsten“ führen, hätte er sie nicht selbst durch-eilt? Wie könnte er die betrübten Seelen verstehen, hätte er nicht selbst „den entsetzlichen Kontrast“ erlebt zwischen dem feinen Aufflug des Geistes und dem „dürren Herzen“, zwischen dem augenscheinlich rebellischen Willen — rebellisch im „niederen Teil der von Kummer, Widerwillen und Gram zutiefst betrübten Seele“ — und dem dunklen Verlangen, Gott trotz allem zu lieben? Die „poverina“ hat keinerlei Gefallen an „den übernatürlichen Dingen“. Sie ist in „dichte Finsternis“ getaucht und hält sich für „von Gott verworfen und verlassen“.

Soll man sie bedauern? Ganz und gar nicht! Selig die Seele, die Gott zu einem Leben reiner Liebe zu erheben geruht! Will man sein Vorgehen verstehen, so braucht man nur zu beobachten, wie eine Mutter mit ihrem kleinen Liebling verfährt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie ihn zärtlich liebt. Nährt sie ihn jedoch ihr ganzes Leben lang mit der Milch ihrer Brust? Ganz und gar nicht! Es kommt der Tag, an dem sie ihn entwöhnt. Das Kind weint, schreit, jammert. Die Mutter bleibt unerbittlich. Sie weiß sehr wohl, daß ihr Kleines kernigere Nahrung braucht, um ein Mann zu werden.

So und noch viel entschiedener geht Gott mit den Seelen um. Zunächst zieht er sie an sich, indem er sie mit Süßigkeit und Trost überhäuft. Es besteht aber die Gefahr, daß die Seele sich mehr an die Gaben als an den Spender hängt! Diese Gefahr stellt Gott ab, indem er die Seele entwöhnt, das heißt in tiefe Betrübnis und in Finsternis taucht. „Sie ist nun einsam und ratlos, von tödlichem Entsetzen befallen und fragt sich voll Herzensangst, ob ihr Zustand nicht durch irgendeine Sünde verursacht wurde, die sie um Gottes Gnade brachte. Sie mehrt ihre Gewissensprüfungen, zerplückt ihre Gedanken und Handlungen. Da sie nichts findet, ist sie schließlich überzeugt, daß Gott sie wegen der Sünden ihres vergangenen Lebens verlassen hat. Wie täuscht sie sich! Was ihr als Verlassenheit vorkommt, ist nur ein Beweis der zärtlichsten Liebe des himmlischen Vaters, der sie zur Vergeistigung und Kontemplation erhebt. Sie mag zunächst trocken und unfruchtbar sein, wird aber, bleibt die Seele treu, nach und nach süß und köstlich.“

Zu ihrem Besten löst sie Gott also von der Vorliebe für das Sinnfällige. Da jedoch „ihr Gaumen noch nicht an feinere Speise gewöhnt“ ist, kann sie diese nicht würdigen und leidet darunter. Ohne diese Läuterung der Sinne könnte sich die Seele jedoch nicht der Kontemplation erfreuen, die „ganz und gar geistig“ ist.

Die Nacht der Sinne ist die Zeit der Entwöhnung. Um volle Reife zu erlangen, muß die Seele jedoch „durch eine andere Prüfung gehen: die Nacht des Geistes, wie man sagt“. Dann läutert sich der Geist von allen Hindernissen und Schlacken, die das vollkommene Erblühen der allerreinsten Liebe behindern.

„Wenn es dem Herrn gefällt, Sie in diesen Zustand zu versetzen, so wird Ihre Seele eine so heftige Qual empfinden, die alles übersteigt, was man sich diesbezüglich vorstellen kann. Sie werden sich in dichte Finsternis gehüllt sehen, und ihr Geist wird in den grausamsten Widerwillen getaucht sein. Dann aber werden Sie Gott mit reinerer Liebe dienen, ihn besser lieben, sich selbst vergessend und nur um Seinetwillen.“

Je mehr der Herr Sie zur vertrauten Gemeinschaft mit der Gottheit lädt, desto mehr bekleidet er Ihre Seele mit seinem allerreinsten Licht, das sie zuerst blendet.

Die Qualen, die die Seele da empfindet, sind so entsetzlich und grausam, daß wir sie nur dem vergleichen können, was die Seelen im Fegfeuer oder, noch besser, die Verdammten leiden.

Solange die Seele nicht völlig geläutert ist, ist sie jedoch bereit, den Kuß der vollkommenen Liebesvereinigung zu empfangen, so wird sie das Licht erleuchten, das ihr Qual und Folter war.“

P. Pio schrieb diese Zeilen im Dezember 1914. Er führt keine fremden Texte an, sondern spricht aus vollem Herzen. Ein aufmerksamer Leser läßt sich durch diesen scheinbar objektiven Stil nicht täuschen. Mehr als eine unübersetzbare Wendung schwingt unter dem Anstoß einer direkten Erregung. Kaum 27 Jahre alt, hat dieser Kapuziner die Nächte erforscht!

Eine Erfahrung, die sich nicht mitteilen läßt und ihn für immer in eine absolute Einsamkeit wirft! Wie sollte er denen, die nichts von ihr wissen, die lebendige Flamme verständlich machen, die ihn verzehrt? Wie sollte er ihnen begreiflich machen, in welchem Maße von nun an alle Dinge dieser Erde für ihn nach Asche riechen?

Am 28. September 1916 schreibt er: „O elender Zustand unseres Lebens! Möge unser göttlicher Bräutigam den Schleier zer-

reißen, der uns von Ihm trennt, und uns endlich diese Fülle der Liebe schenken, die wir mit so viel Seufzen und Tränen ersehnen!“

Gott aber bearbeitet ihn inzwischen weiter. Nach und nach wird er, der Beschauliche, befördert, und zwar zum Apostel. Das Heimweh nach dem Himmel weicht dem verzehrenden Hunger nach den Seelen. P. Pio stellt jeden Tag mehr fest, was es heißt, Vater zu sein! Aber eben das will Gott. Hierzu beruft ihn Gott und erhält ihn am Leben. Ein Jahr nach dem angeführten Brief gibt er sich in den Ratschlägen seiner Seelenführung zu erkennen:

„Der Aufschwung zum ewigen Frieden ist gut, ist heilig; aber auch er muß durch völlige Hingabe an den Willen Gottes gemäßigt werden. Besser ist es, Gottes Willen auf dieser Erde zu vollbringen, als sich des Paradieses zu erfreuen. ‚Leiden, nicht aber sterben‘, war das Losungswort der heiligen Theresia. Selbst das Fegfeuer ist süß, wenn man aus Liebe zu Gott leidet!“

Wir können seine Geständnisse buchstäblich nehmen. Um diesen Apostel am Leben zu halten, bedarf es der Scharen von Menschen, die ihn belagern und gierig zernagen: P. Pio ist in des Wortes voller Bedeutung „ein verschlungener Mensch“. An dem Tag, an dem er nicht mehr in seinen Beichtstuhl klettern können wird, der Sammelstelle so vieler Geheimnisse der Liebe und der Barmherzigkeit, an diesem Tag wird der Schleier, der ihn zurückhält, mit einem Schlag zerreißen, und er wird endlich seinem Gott als selige Beute in die Arme sinken.

Nun aber ist er den Seelen preisgegeben. Und jeden Tag lernt er ihren unschätzbaren Wert mehr kennen. Um sie dem Bösen und dem Teufel zu entreißen, braucht es mehr als fromme Redensarten: jede Erlösung ist ein blutiges Mysterium.

Schon lange bevor P. Pio sichtbar Christus verähnlicht wird, wirft er auf die Wagschalen der Gerechtigkeit alles Blut seiner Adern und seines Herzens. Die Wundmale sind nur ein sichtbares Zeichen des inneren Sühnopfers, das ihn ganz und gar dem Dienst an den Seelen verschreibt:

„Wie kann ich dich vergessen“, schreibt er an eine seiner geistlichen Töchter, „wo du mich so harte Opfer gekostet hast und ich dich für Gott in höchstem Herzensschmerz geboren habe?“

Und einem jungen Mann, der von weither zurückkam, sagt er: „Ich habe dich mit meinem Blut erkauft.“

Filioli quos iterum parturio... „Meine Kinder, noch einmal leide ich um euch Geburtswehen, bis Christus in euch Gestalt gewonnen hat“ (Gal 4, 19). Diese Worte des heiligen Paulus sind für immer das „Vademecum“ der Apostel. Die Meinung, man könne für Christus Seelen gewinnen, ohne persönlich zu zahlen, ist einer der verfänglichsten Irrtümer unserer Zeit und die heimliche Ursache so vieler Mißerfolge in sonst wunderbar aufgezogenen und den Zeitumständen „angepaßten“ Apostolatswerken. Wer weiß? Vielleicht richtet sich P. Pios Botschaft in erster Linie an die Priester, die am Tag ihrer Priesterweihe ans Kreuz ihres Priestertums geschlagen worden sind? Die Füße und die Hände müssen nicht unbedingt sichtbar bluten, damit das Sühnopfer angenommen wird. Kommt es dieser elementaren Wahrheit aber nicht zugute, daß sie durch lebendige Lehren illustriert wird?

Von 1916 ab brennen P. Pios Briefe mehr und mehr von Liebe zu den Seelen. Es gibt keine Opfer, die er nicht auf sich nehmen will für das geistige Wohl seiner Söhne und Töchter! Das Kaserneleben bedrückt ihn? Recht so! „Was kann ich euch von diesem Zuchthaus aus wünschen, in das ich zu eurer Heiligung gesperrt bin?“ schreibt er am 10. Oktober 1917 von Neapel aus. „Seid wie kleine Bienen im Geiste, die in ihren Zellen nur Honig und Wachs sammeln...“

Und um sie anzuspornen, erinnert er sie an die „zärtliche Vaterliebe“, die ihn eifersüchtig über ihren geistigen Aufstieg wachen läßt. „Euer Vater, der euch liebt wie seine eigene Seele“, schreibt er an eine Gemeinschaft von Angehörigen des Dritten Ordens.

Im Lichte gewisser Daten erhalten bestimmte Stellen seiner Briefe einen herzergreifenden Sinn:

„Ich will gerne sterbend leben“, schreibt er im Januar 1919, „damit aus dem Tod das unsterbliche Leben quillt und der, der LEBEN ist, die Toten auferweckt.“

Nur mit Mühe kann er diese Worte in zittriger Schrift zu Papier bringen, denn seine Hände sind seit vier Monaten durchbohrt.

Naive Schriftsteller haben der Legende von den wunderbaren Verzückungen Glauben verschafft, die P. Pios Seele seit Empfang der Wundmale erfahren habe. Die Wahrheit, die sich aus seinen Briefen ergibt, ist ganz anders. Ohne die Tatsachen näher

zu umreißen, fleht er seine Töchter an, ihn dem „Erbarnten Gottes“ anzubefehlen, denn — so sagt er — „meine Seele bricht unter der Last einer sehr harten und sehr bitteren Prüfung zusammen“ (13. Oktober 1918).

Wir geben ungekürzt den Text eines Briefes wieder, den er am 23. September 1918, kaum drei Tage nach dem denkwürdigen Ereignis, mit schmerzender Hand und als Antwort auf drängende Fragen einer seiner Töchter schrieb:

„Jesus herrsche als Herr in deinem Herzen! Er möge es überreich mit seiner heiligen Liebe erfüllen! Ich bedaure, daß ich nicht Punkt für Punkt auf alle Fragen antworten kann, die Du mir stellst. Seit drei Tagen bin ich krank und verlasse mein Bett nur, um Dir zu schreiben. Entschuldige also, daß ich mich kurz fasse...“

Noch schlichter geht es nicht. Er ist „krank“. Alles kennt seine schwächliche Gesundheit... Hätte es von P. Pio abgehungen, so hätte sich die Geschichte seiner Wundmale nicht so rasch verbreitet.

Und er fährt fort: „Ich versichere Dir, daß Du bezüglich Deiner Seele völlig beruhigt sein kannst. Ich kann Dich jedoch von der Meditation nicht befreien, und zwar aus dem einfachen Grund, weil Du glaubst, keinen Nutzen daraus zu ziehen! Die heilige Gabe des Gebets, mein liebes Kind, liegt in des Herrn Hand, und je mehr Du Dich von Dir selbst entleerst, das heißt von Deinem eigenen Sinn und jedem fleischlichen Band freimachst, desto mehr wird Er sie Deinem Herzen schenken.

So mußt Du mit viel Geduld in der heiligen Übung der Meditation verharren und Dich begnügen, mit Schrittschritten voranzukommen, bis Du Beine zum Laufen oder, noch besser, Flügel zum Fliegen hast. Begnüge Dich, im Gehorsam zu leben, der nie etwas Geringes ist für eine Seele, die Gott als ihr Erbteil erwählt hat. Finde Dich damit ab, daß Du augenblicklich eine kleine, kaum ausgeschlüpfte Biene bist, und warte bis Du eine große Biene wirst, die guten Honig erzeugen kann.

Demütige Dich mit viel Liebe Gott und den Menschen gegenüber, denn Gott spricht nur zu denen, die voller Demut vor Ihm stehen.

Der wahre Grund, weshalb es Dir nicht immer gelingt, eine gute Meditation zu erzielen, ist jedoch folgender, und ich glaube nicht, daß ich mich täusche:

Du beginnst mit einer Art von Erregung, von Unruhe und Angst zu meditieren und bist darauf versessen, ein Thema zu

finden, das Deinen Geist befriedigt und tröstet. Und gerade deswegen findest Du nicht was Du suchst, da weder Dein Geist noch Dein Herz frei genug sind, um sich auf die Wahrheit zu konzentrieren, über die Du nachdenkst. Denke daran, meine Tochter, daß jemand, der mit allzugroßer Eile und fiebriger Unruhe einem verlorenen Gegenstand sucht, diesen mit seinen Händen berühren, hundertmal zu Gesicht bekommen kann: er bemerkt ihn nicht einmal!

Diese unnütze Angst ermüdet nur Deinen Geist und macht Dein Denken völlig unfähig bei den einzelnen Punkten Deiner Meditation zu verweilen. Die Folge wird eine Art Kälte und Stumpfsinn, vor allem im Gemütsbereich, sein.

Ich kenne nur ein Heilmittel gegen dieses Übel: verjage diese Angst, denn sie ist eine der fürchterlichsten Fallen der wahren Tugend und des wahren Innenlebens. Unter dem Vorwand, die Seele erwärmen zu wollen, kühlt sie sie ab und läßt sie nur deshalb eilig rennen, um sie zu Fall zu bringen.

Also sei auf der Hut, meine Tochter, wie ich Dir so oft mündlich gesagt habe, vor allem während des Gebets! Vergiß nicht, daß die Gebetsgnaden und die Freude am Gebet keine Wasser dieser Erde, sondern solche des Himmels sind! All unser Mühen könnte sie nicht herunterholen, obwohl es unerlässlich ist, daß wir uns mit großer Sorgfalt, aber stets in Frieden und Demut, darauf vorbereiten.

Halte Dein Herz offen dem Himmel zugewandt und erwarte von oben den himmlischen Tau! Diese Überlegung muß Du mit ins Gebet hineinnehmen, meine Tochter, denn so näherst Du Dich Gott! Und zwar aus zwei Gründen: zunächst um Ihm die Ehre zu erweisen und den Dank abzustatten, die Ihm gebühren. Dies kann geschehen, ohne daß Er zu uns spricht und ohne daß wir mit Ihm sprechen! Es genügt, anzuerkennen, daß Er unser Gott ist, und daß wir Seine armseligen Geschöpfe sind, die sich im Geist Ihm zu Füßen geworfen haben und Seiner Befehle harren. Wie viele Höflinge erscheinen hundertmal vor ihrem König, nicht um mit ihm zu sprechen oder ihn zu hören, sondern lediglich um zu zeigen, daß sie zugegen sind, und sich durch diese Dienstbeflissenheit als getreue Diener zu erweisen? Diese Art und Weise, uns ganz einfach in Gottes Gegenwart zu zeigen, um uns als seine Diener zu erkennen zu geben, ist heilig, ausgezeichnet, sehr rein und in hohem Maße vollkommen.

Du kannst ruhig lachen: ich spreche in vollem Ernst! (Ist das nicht köstlich? Selbst gemartert ist er noch voller Humor!)

Der zweite Grund, warum man sich zur Stunde des Gebets in Gottes Gegenwart versetzt, ist, um mit Ihm zu reden und Seine Stimme zu hören in Seinen Eingebungen und in Seinen inneren Erleuchtungen. Dies geschieht gewöhnlich mit großer Befriedigung, denn es bedeutet für uns eine hervorragende Gnade, mit einem so großen Herrn reden zu dürfen, der uns, wenn Er zu antworten geruht, mit tausendfachem Wunderbalsam und kostbaren Salben überschüttet, die die Seele mit Freude erfüllen.

Nun, meine liebe Tochter: diese oder jene Gunst kann Dir im Gebet nicht versagt bleiben.

Kannst Du mit dem Herrn reden, so tue es und singe Seinen Lobpreis.

Kannst Du nicht mit Ihm reden, da Dein Geist zu abgestumpft ist, so verliere deshalb nicht den Mut: ahme die Höflinge nach und mache Ihm eine rechte Aufwartung.

Er wird Dein Zugesehensein und Dein Schweigen zu schätzen wissen, und ein andermal wird sich Dein Herz erfreuen, wenn Er Dich bei der Hand nehmen und mit Dir plaudern wird, in Deiner Begleitung tausend Rundgänge durch die Alleen Seines Gebetsgartens macht. Und selbst wenn dies nie geschähe, was recht unwahrscheinlich ist, denn dieser so zärtlich liebende Vater wird es nicht übers Herz bringen, Dich ewig schwankend zu sehen, selbst dann müßtest Du zufrieden bleiben. Wir haben die Pflicht, IHM zu folgen, und es ist eine allzugroße Ehre, daß Er geruht, uns in seiner Gegenwart zu dulden!

So wirst Du nie in die Verlegenheit kommen, Dich zu fragen: „Was soll ich Ihm sagen?“ Denn wenn Du Dich einfach in Seiner Gegenwart hältst, erfüllst Du eine nicht weniger nützliche, vielleicht sogar noch nützlichere Pflicht, wenn sie auch weniger nach Deinem Geschmack ist.

Befindest Du Dich also, wenn Du betest, vor Gott, so betrachte Dich im Lichte der Wahrheit. Sprich mit Ihm, wenn Du kannst, und kannst Du es nicht, so laß Dich ganz einfach sehen und mach Dir keine Sorge.

Was Deine Reise anbelangt, so wirst du besser daran tun, Dich dem Wunsch der anderen, das heißt der Deinen, zu unterwerfen: so wirst Du neuen Ärger vermeiden. Meine Gebete werden Dir nicht mangeln, denn ich kann Dich nicht vergessen, die Du mich so viele Opfer kostest, und die ich in höchstem Schmerz Gott geboren habe. Ich hoffe, daß auch Du in Deiner Liebe den nicht vergißt, der das Kreuz für alle trägt. Ich segne Dich von ganzer Seele und bin ..."

Abgesehen von der verschleierte Anspielung im letzten Satz und der zitterigen Schrift ließe nichts in diesem Brief das Ereignis erraten, das sich drei Tage zuvor abspielte und das ganze Land in Aufregung versetzte.

Einige Wochen später, am 13. Oktober 1918, schrieb P. Pio an die gleiche Briefpartnerin: „Was soll ich Dir von mir sagen? Die Heftigkeit meiner Schmerzen macht mich stumm und lähmt mich.“ Und er fügt die folgenden Worte hinzu, die einen erschauern lassen: „Bete, damit meine Seele in dieser schrecklichen Heimsuchung nicht verloren geht!“

Wahrlich, es sind keine „Auszeichnungen“, keine „Orden“, die der Herr — der seine Freunde so gerne prüft — ihm verliehen hat! Während wackere Leute P. Pio in ewiger Verzückung zu sehen glauben, zappelt seine Seele in einem elenden, gefolterten Leib. Sein Christus feierte am Holz der Schande kein Fest, und der Diener steht nicht über seinem Herrn! Lebendig gekreuzigt, leidet er schweigend in tiefster Erniedrigung. Ein für allemal ist es nun aus mit seiner geliebten Einsamkeit. Nun ist er gewissermaßen mit dem glühenden Eisen gebrandmarkt. Er ist Zielpunkt und Versuchskarnickel. Selbst sein Leib, der einer allzugroßen Liebe teilhaftig ist, gehört ihm nicht mehr! Der heilige Gehorsam hat ihn den Händen der Ärzte überliefert.

9. KAPITEL

P. Pio in den Händen der Ärzte — Ratlosigkeit der Spezialisten — Doktor Bignami versiegelt die Wundmale — Der Bericht des Doktors Romanelli — Keine klinische Formel zur Klassifizierung dieser Wunden — Ein Arzt, der einräumt, daß die Tatsachen über die Theorien gehen — Die „Reklame“ der Wundmale — Auf der Lauer auf die gefangenen Seelen — P. Pio, ein Gefangener des Beichtstuhls — Wie ihn die Kirche verteidigt

Wie Gott, so geht auch die Kirche nicht zart mit den Erforschern der Gipfel des Geistes um, und zweifellos hat sie recht. Die Größe der Gaben kann nur in einem Abgrund von Demut den Ausgleich finden. Um die Geister zu erproben, schmiedeten sie Gott und die Kirche.

So liegt nun unser P. Pio auf dem Amboß. Der Hammer in Gestalt des Doktors Luigi Romanelli, der vom P. Provinzial in

Foggia ausdrücklich beauftragt wurde, macht sich an seine berufliche Arbeit. Dies bedeutet: sorgfältige Untersuchung der „Verletzungen“, ihre klinische Beschreibung und die angemessene Behandlung, um sie zum Verschwinden zu bringen. Ist es nicht etwa die Pflicht der ärztlichen Fakultät, die Kranken zu heilen und die Verletzten zu verbinden? Kein Arzt hat das Recht, *a priori* übernatürliche Ursachen für die von ihm behandelten Leiden anzuerkennen. P. Pio erscheint dem durchdringenden und forschenden Blick des Doktors Romanelli als ein pathologischer „Fall“.

Sofern es sich nicht um einen Betrüger handelt. Doktor Bignami aus Rom, der zur Verstärkung herangeholt wurde, hielt es für angebracht, den vom behandelnden Arzt auf diesen verdächtigen Wunden angebrachten Verband zu versiegeln. Fanatiker sind ja aller möglichen Erfindungen fähig! Dr. Bignami ist ungläubig und betrachtet die Mönche als Phänomene, die mit den Naturgesetzen auf gespanntem Fuß leben. Sein Gedankengang ist recht einfach: da Verletzungen vorliegen, wollen wir ihre Ursachen suchen. Die „frati“ sind arglistig genug, um Reklame zu fabrizieren. Wenn man diese aufsehenerregenden Wunden vor ihren Kunstgriffen schützt, kann es nicht lange dauern, bis sie entlarvt sind. Dr. Bignami überwacht die tadellosen Siegel und wartet ab.

Versetzen wir uns an P. Pios Stelle, der als Versuchskarnickel oder Wundertier behandelt wird. Da sind die leiblichen Leiden, die oft unerträglich sind, beispielsweise, wenn es den Ärzten gefällt, den leeren Raum zwischen ihren auf die beiden Seiten der Wunde gedrückten Fingern festzustellen. Hinzu kommt die geistige Agonie, in die ihn Gott stürzt, das lebhafteste Gefühl einer Entweihung des „Geheimnisses des Königs“, die moralische Einsamkeit inmitten dieser gelehrten Herren, deren Gedanken er liest und denen er ausgeliefert ist.

Schließlich entschloß sich Dr. Romanelli nach fünfzehn Monaten folgenden Bericht zu schreiben:

„Die Läsionen, die P. Pio an den Händen hat, sind von einem leichten Häutchen rötlicher Farbe bedeckt. Es sind weder blutige Punkte, noch eine Schwellung oder Entzündungsreaktion der Gewebe vorhanden.“

Ich bin überzeugt, ja gewiß, daß diese Wunden nicht oberflächlich sind. Als ich sie mit meinen Fingern drückte, spürte ich eine Leere, die die ganze Stärke der Hand durchquert.

Ich habe nicht feststellen können, ob meine Finger bei stär-

kerem Druck zusammengekommen wären, denn dieser Versuch ruft, wie jeder Druck, beim Patienten heftige Schmerzen hervor.

Dennoch habe ich ihn wiederholt morgens und abends dieser harten Prüfung unterworfen, und ich muß einräumen, daß ich jedesmal die gleiche Feststellung gemacht habe.

Die Läsionen an den Füßen zeigen die gleichen Merkmale wie die an den Händen. Wegen der Stärke des Fußes konnte ich jedoch nicht den gleichen Versuch anstellen wie bei den Händen.

Die Seitenwunde ist eine glatte Schnittwunde, parallel zu den Rippen, von sieben bis acht Zentimeter Länge, weiche Gewebe durchschneidend, von schwierig festzustellender Tiefe und reichlich blutend. Dieses Blut hat alle Merkmale arteriösen Blutes, und die Lippen der Wunde zeigen, daß sie nicht oberflächlich ist.

Die Gewebe, die die Läsion umgeben, zeigen keinerlei entzündliche Reaktion und schmerzen beim leisesten Druck. Ich habe P. Pio in fünfzehn Monaten fünfmal untersucht. Obwohl ich einige Modifikationen feststellte, konnte ich keine klinische Formel finden, die mir gestattet, diese Wunden zu klassifizieren.

Inzwischen mußte Dr. Bignami zu seiner großen Bestürzung feststellen, daß trotz seiner Vorsichtsmaßnahmen — die „gründlichen“ Verbände, mit denen er die Wunden des armen Paters bedacht hatte —, zu keinem Ergebnis geführt hatten. Die „seltsamen Läsionen“ dauerten fort, „ohne sich je zu infizieren und ohne die geringste Eiterung“.

Man mußte also andere, nicht weniger wissenschaftliche Erklärungen finden. P. Pio wurde äußerst sorgfältigen klinischen Untersuchungen unterworfen, und alle seine Organe wurden eingehendst analysiert. Seltsam: man fand keine Spur mehr von seinem einstigen Lungenleiden. Kein Symptom einer organischen, psychischen oder nervösen Krankheit. Die Ärzte waren ratlos, wichen aus, verschanzten sich, wie üblich, hinter einem für den Laien unverständlichen Kauderwelsch.

Schließlich kam Dr. Festa. Er war zunächst ebenso mißtrauisch wie seine Kollegen, hielt aber die Augen weit offen und war bescheiden genug, einzuräumen, daß die Tatsachen über die Theorien gehen. Er kam auf den guten Einfall, P. Pio nicht nur als einen „Fall“, als ein zu lösendes Problem anzusehen, sondern als ein Lebewesen. Nach Untersuchungen, die nicht weniger gründlich waren, als die seiner Kollegen, hatte er den Mut, anzuerkennen, daß sich „diese Art von Läsionen“ dem Zugriff der Wissenschaft entzieht. Von der Sanftmut und der Geduld seines „Patienten“ gewonnen, schenkte er ihm eine Freund-

schaft, die sich nie verleugnete. Sein verständnisvoller und objektiver Bericht trug mit dazu bei, die Voreingenommenheit mancher Kreise im Vatikan und der Oberen P. Pios zu zerstreuen. Schließlich ließ man ihn in Frieden.

Vergessen wir aber nicht, daß der arme Pater außer seinen heiligen Wunden mehr als zwei Jahre lang mit Christus die Schande, die tiefste Erniedrigung und das Narrengewand teilte. Diese moralische Prüfung war härter für ihn als der fortwährende Schmerz der Wundmale.

Und nun ist er neununddreißig Jahre mit ihnen „ausgezeichnet“ zur Erbauung der einen, zum Ärgernis der anderen. Wir dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen: bis zu seinem Tode wird P. Pio wie sein Herr ein Stein des Anstoßes und ein Zeichen des Widerspruchs sein und bleiben. Bosheit und Dummheit geben sich nie geschlagen, und immer schürt sie jemand in den Kulissen der Geschichte! Und wer weiß? Vielleicht haben einige allzueifrige Freunde P. Pios ihm — sogar bei den kirchlichen Autoritäten — mehr geschadet als seine erklärten Feinde . . . Denn spricht man ihn zu Lebzeiten heilig, so verstößt man nicht nur gegen die weisen Vorschriften des Heiligen Stuhles, sondern man hemmt außerdem sein Werk als Apostel, der vor dem zurücktritt, den er vertritt.

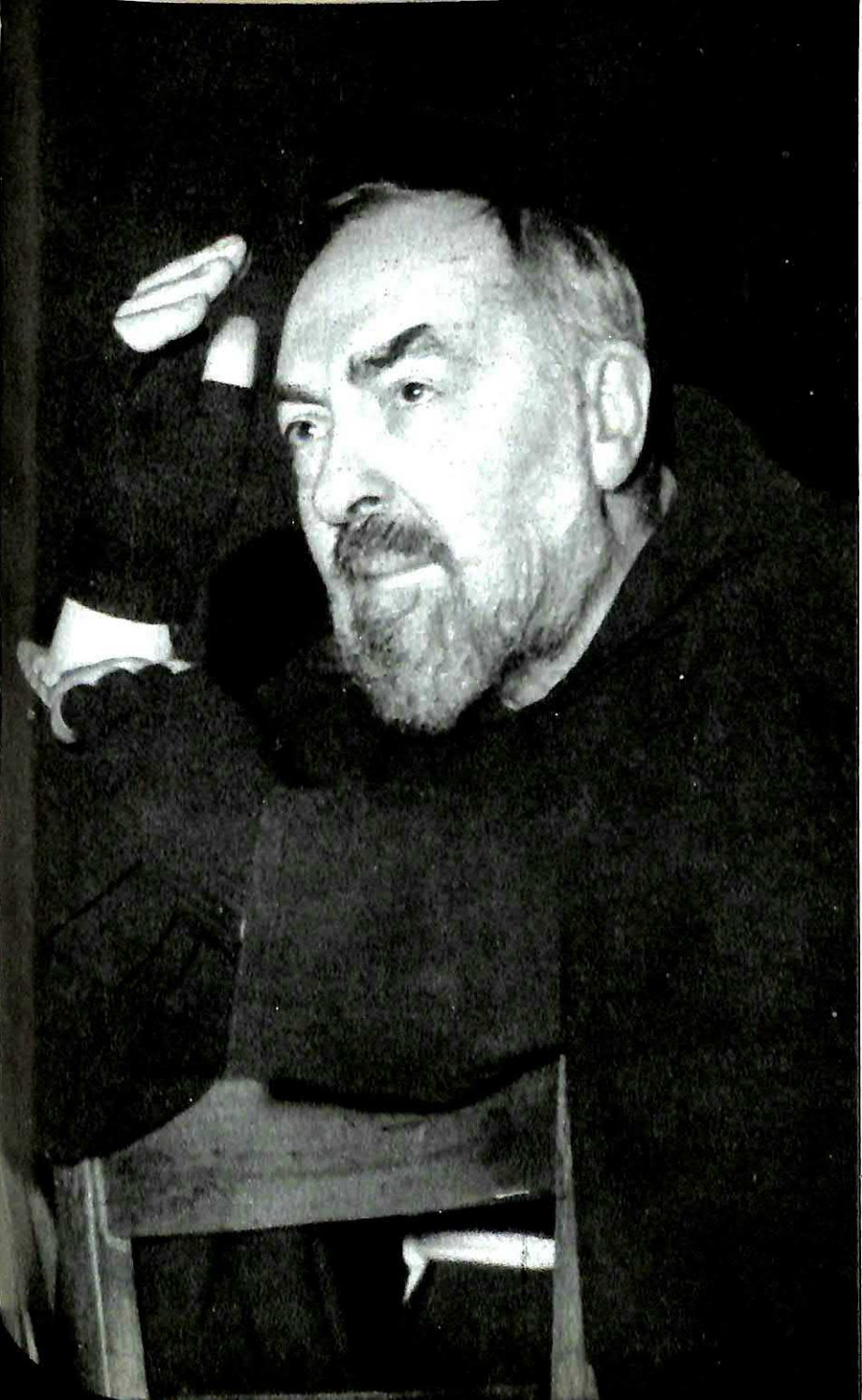
Ich wage zu sagen: will man P. Pio wirklich kennenlernen, so muß man über die „Reklame“ seiner Wundmale hinauswachsen. Sicher, erregend und bewundernswert ist, daß dieser Mann seit neununddreißig Jahren die Seelen mit seinem Blut bezahlt. Alle Tage, so ist festgestellt worden, „verliert er etwa den Inhalt einer Tasse“. Dies zwingt ihn zu steten Vorsichtsmaßnahmen. Außerhalb der Messe trägt er stets Handschuhe, kastanienfarbene tagsüber, weiße nachts, die er selbst in seiner Zelle wäscht. Die Seitenwunde blutet so stark, daß er mehrmals täglich den Verband wechseln muß. Das Heilige Offizium hat strengstens verboten, dieses befleckte Zeug zu verteilen.

Müßte uns diese kluge Maßnahme nicht daran erinnern, daß nicht nur P. Pios Leib, sondern auch seine Seele blutet? Und daß der Erlösungswert seiner Wundmale darin liegt, daß er unaufhörlich und freiwillig bis zu seinem letzten Hauch „ja“ zu seinem Herrn sagt, der ihn auffordert, seine göttliche Agonie zu teilen? Selbst P. Pio ist nicht immer in Gnade bestärkt! Die Größe seiner Gnadengaben läßt uns die Beschaffenheit seiner Risiken erahnen und auch verstehen, daß sein Leben ein steter Belagerungszustand ist. Denn der Feind, der „brutto cosac-

cio", wie ihn P. Pio nennt — „dieser häßliche Kerl“, könnte man übersetzen —, liegt unaufhörlich auf der Lauer, um diesen durchbohrten Leib mit der in die Todesangst getauchten Seele zu veruneinigen. Solange das Leben dauert, dauert die Auseinandersetzung, geht der Kampf weiter. Würden wir in ihm ein „übermenschliches Wesen“ sehen — und das Wort „übermenschlich“ gebrauchen und mißbrauchen manche allzu naive Bewunderer P. Pios —, so würden wir ihm ein großes Unrecht zufügen. Seine Größe besteht ja eben darin, daß er ein lebendiges Ebenbild seines gekreuzigten Herrn ist, des Schmerzmannes (und nicht des „Übermenschen“), der ihn in jeder Sekunde mahnt, seine Passion fortzusetzen, wie er, P. Pio, in jeder Sekunde seine Wahl bestätigen muß. Nochmals sei gesagt: die Wunden seines Leibes haben nur Wert als Zeichen seiner Seele, die unaufhörlich einverstanden ist, das zu „ergänzen“, was an der Passion für das Heil der Welt fehlt.

Seine Vertrauten bittet P. Pio, für ihn zu beten. Völlig töricht wäre, wem dies ein Dorn im Auge wäre. Was unsere Eitelkeit für eine Auszeichnung hält, ist für ihn weiterhin eine sehr harte Prüfung. Nach dem Schock der ersten Monate hat er sich nach und nach angepaßt. Mit seinen Wunden gibt ihm der Herr seine Kraft. Nach den Erklärungen aller, die ihn seit dem denkwürdigen Tag des 20. September 1918 kennen, hat sich sein früher so schwankender Gesundheitszustand trotz der fortgesetzten Blutungen und einer weniger als ausreichenden Ernährung erheblich gebessert. Um seine Mitbrüder nicht zu beschämen, teilt er das Mittagessen mit ihnen, doch besteht sein Essen seit rund vierzig Jahren nur aus Salat, Gemüse, manchmal Fisch, Käse, Limonade oder Bier. Früh nach der Messe nimmt er ein großes Glas Wasser zu sich.

Je höher eine Seele steigt, sagt der heilige Johannes vom Kreuz, desto mehr verinnerlichen sich ihre Prüfungen. Man braucht nur das feurige, jedoch leicht verzogene und gequälte Gesicht des jungen P. Pio, der auf Befehl seiner Oberen nach Empfang der Wundmale photographiert wurde, mit dem schönen, friedvollen und strahlenden Antlitz seines reifen Alters zu vergleichen, um seinen Aufstieg zu erraten. Leidet er weniger? Wir möchten eher das Gegenteil annehmen, doch herrscht in der Seele des getreuen Dieners die Freude. Das Erlblühen in der Gnade verklärt den Leib und „macht ihn leuchtend“, wie der Herr sagt. Die Macht, die P. Pio über die Scharen hat, die ihn belagern, beruht offensichtlich auf seinen Gnadengaben, noch





mehr aber auf der Gegenwart, die er spiegelt und bedeutet. Großes Unrecht würde P. Pio derjenige zufügen, der nicht über sein Äußeres, seine Wundmale und sein köstliches Lächeln hinaus bis zu dem vorstoßen würde, der die Seele seiner Seele und das Leben seines Lebens ist!

Zum Menschenfischer gemacht durch sein Priestertum, der Passion durch seine Wundmale und die ganze Skala leiblicher und geistiger Leiden, die wir kaum erahnen, zugesellt, steht P. Pio im Dienst der Seelen, und dieses Dienen ist sein einziger Daseinsgrund.

Gott hat ihn zu diesem Zweck mit wunderbaren Charismen ausgestattet. Die geistigen Abenteuer, die er durch seine Wunder auslöst, enden an den Gittern seines Beichtstuhls. Wie der heilige Pfarrer von Ars, an den er mit manchen Zügen erinnert, ist er buchstäblich die Beute der Sünder.

Seine Ordensbrüder und seine geistlichen Söhne ließen mich erahnen, was ihn manche Bekehrungen kosten. Er spürt sie aus der Ferne kommen, diese verlorenen Söhne, die vor Lastern strotzen und mit Befleckungen bedeckt sind. Tage vorher macht er sie ungestüm der Gerechtigkeit streitig. „Da ist wieder ein großer Fisch, der Ihren Netzen entgegenzieht“, sagen seine Mitbrüder mitfühlend. Und P. Pio bringt weiterhin das Lösegeld seiner Wunden dar, das Blut seines Leibes, das Blut seiner Seele. „Ohne Blutvergießen kein Nachlaß“, sagt der Hebräerbrief. Wie ist es möglich, daß unser kurzes Gedächtnis dem nicht Rechnung trägt? Entwischen uns Seelen, so weil wir den Preis nicht bezahlen!

Sprechen wir von seinen wundersamen Eroberungen, so dürfen wir diese elementaren Grundsätze nicht aus den Augen verlieren. P. Pio ist wirklich etwas anderes als ein heiliger Zauberer mit vielerlei Kunststücken in der Tasche, um unsere Lüsterheit nach Wunderbarem zu befriedigen. Seine Wunder sind keine Zeitungsrubrik „Vermischtes“, sondern K ö d e r. Von seinen schönsten Wundern, der unaufhörlichen Befreiung gefangener Seelen, werden wir hienieden nichts erfahren.

Bevor wir die Geschichte seiner „Taten“ fortsetzen, schien uns eine Richtigstellung nötig, denn das mitunter feindselige Mißtrauen, das man in gewissen Kreisen dem großen Apostel gegenüber an den Tag legt, scheint, wie wir meinen, in erster Linie einer gewissen naiven und oberflächlichen Sensationsliteratur zuzuschreiben sein.

Nun sitzt er also endgültig in San Giovanni Rotondo. Nach

zwei Jahren sorgfältiger Untersuchungen mußten die Ärzte, die den Auftrag hatten, die Diagnose seiner Wunden zu stellen, zugeben, daß die Art seiner Wunden dem derzeitigen Stand der Wissenschaft unzugänglich ist. Der Vatikan empfiehlt äußerste Vorsicht. Der Fanatismus flammt rasch lichterloh auf, und zu Lebzeiten kanonisierte „Heilige“ können rasch zu Götzen entarten: schwelt nicht noch manches heidnische Überbleibsel in den untersten Schichten des Volkes? Es hieße, das Apostolat P. Pios — der weiterhin Beichte hört — gefährden, erhöhe man ihn zu rasch in den Himmel. Seine Oberen erhielten den Befehl, äußerste Wachsamkeit walten zu lassen, und fragten sich, ob es nicht besser wäre, ihn anderswohin zu versetzen, wo er weniger bekannt wäre.

Diese Nachricht verbreitete sich. Die Geister erhitzen sich. Damit war das wackere Volk von Apulien nicht einverstanden! Ihre „Santo“ entführen? Per Bacco! Man möge es probieren!

Eines Morgens befindet sich das Kapuzinerkloster im Belagerungszustand. Bauern, die aus allen Himmelsrichtungen mit „Äxten, Sensen und Keulen“ kamen, kontrollierten die Zugänge und überwachten die Ausgänge. Jemand sagte mir — ich führe ihn unter Vorbehalt näherer Prüfung an —, man habe zornig schreien hören: „Wir lassen ihn nicht lebend fort!“ Bei Gott, ein Heiliger, ein „Santo“, ist der Ruhm des Landes. Wenn er erst tot ist, kann man ihn behalten... Die Haltung der Belagerer war so drohend, ihre Mienen waren so entschlossen, daß die Oberen sich überzeugen lassen mußten. Da man ihn nicht fortläßt, wird P. Pio eben nicht fortgehen.

Man umgab ihn mit tausend Vorsichtsmaßnahmen. Ständig machen die Leute Jagd auf „Reliquien“. Wehe den Scheren, die sich in der Nähe seines Skapuliers zu schaffen machen! Einige stämmige und nicht gerade leutselige Brüder dienen ihm als Leibwächter.

Seit 1924 hat man ihm das Schreiben verboten. Es handelt sich um eine Maßnahme der Vorsicht und der Nächstenliebe, denn seine armen, steifen Finger können nur noch mit Mühe eine Feder halten. Seit 1918 kann er die Faust nicht mehr schließen.

Da seine Korrespondenz unaufhörlich anwächst, lösen sich mehrere Sekretäre ab, um seine Antworten weiterzugeben, die gewöhnlich kurz sind: „P. Pio betet für Sie: Vertrauen und ‚coraggio!‘“ Es handelt sich hierbei aber nicht um leere Worte. P. Pio nimmt sich aller Anliegen an, die man ihm unterbreitet.

Auf Grund einer Verleumdungskampagne, die gegen ihn seit 1924 entfesselt wurde, schloß man P. Pio vollständig von der Außenwelt ab. Erst 1939 erhielt er die Erlaubnis, die Schwelle seines Klosters zu überschreiten. Es gab sogar eine Zeit, zu der es verboten war, seiner Messe beizuwohnen.

Wir wollen dort, wo andere von Ungerechtigkeit schreien, nur eine Prüfung sehen, die ganz gewiß der Seele P. Pios und auch seinem Apostolat dienlich war. Ein Sportler reißt sich zusammen, um besser zu starten. Dies gilt auch für einen Apostel nach einer Einkehrzeit, selbst wenn sie erzwungen war. Und versichert uns der heilige Paulus nicht, daß die Freunde Gottes beim Tausche nie verlieren?

Seit 1939 hat P. Pio freie Hand, was jedoch nicht heißt, daß man ihn in Ruhe läßt. „Um so besser“, sagt er lachend, wenn man ihm von einer neuen großen Dummheit berichtet, die seine Person betrifft, „um so besser! Rührt sich der Teufel, so heißt das, daß er nicht zufrieden ist. Nur sein Schweigen muß uns beunruhigen.“

Gelassen geht er seines Wegs. Sein Beichtstuhl bleibt weiter belagert.

P. Pio hat mit so viel leiblichem und sittlichem Elend zu tun, daß er unmöglich alles heilen kann, da dies ja auch nicht Gottes Willen entspricht. So kam ihm eines Tages der leuchtende Gedanke, das Leiden zu kanalisieren und sozusagen „auszubeuten“, und zwar durch Gründung der berühmten „Casa Sollievo della Sofferenza“, die seit Jahren die Opfer und Gaben der Pilger auffängt. Eine beträchtliche Summe, die vom Präsidenten der UNRRA, Fiorello La Guardia, der aus Foggia stammt, gespendet wurde, ermöglichte es, die Bauarbeiten zu einem guten Ende zu bringen. Hier, wie auch anderwärts, bereitet das „Allzumenschliche“ dem Göttlichen Verlegenheit, und grausame Heimsuchungen treffen dieses Werk, das P. Pio so sehr am Herzen liegt. Der kürzliche Tod seines Freundes Dr. Sanguinetti hat ihn in ein Meer von Bitterkeit gestürzt.

Auch das steht auf dem Programm. Die Heiligkeit mißt man nicht mit dem Metermaß der Erfolge, sondern nach den Schlapfen, die sich zu Früchten der Erlösung wandeln, wie das Kreuz in Osterfreude. Was uns bei diesem kühnen Bau interessiert, ist der Gedanke, der ihn beseelt. Das Leiden in dieser Welt ist so etwas wie eine Kraft, die allzuoft leerläuft und verlorengeht. Seit vielen Jahren fängt es P. Pio, hinter den Gittern seines Beichtstuhls verborgen oder in Gott entrückt, auf, leitet es wei-

dem Antrieb des Geistes gehorcht, daß Gott nach seinem Belieben über sein Gebet verfügen kann. Die „seltsamen Amnesien“, über die er sich beklagt, sind lediglich Sicherungshebel in dem von der Vorsehung gewollten Programm seines Apostolats. Bestimmte Seelen werden ihm ausdrücklich anvertraut, andere wiederum nicht. Er kann tun, was er will: die Seelen, die ihm nicht anvertraut sind, hinterlassen in seinem Gedächtnis nicht einmal eine Spur ihres Namens. Auch hier wieder ist Gott allein Herr, und P. Pio verfügt nur über „Talente“, die ihm zu treuen Händen anvertraut sind.

Immer wieder müssen wir wiederholen: alle Gnadengaben P. Pios stehen im Dienst der Seelen, selbst wenn sie den Leibern zugute kommen. Wie viele Bekehrungen werden durch eine wunderbare Heilung oder einen unerwarteten Besuch ausgelöst! Wir wollen Tatsachen ins Feld führen, vor allem solche, die kaum oder nur ungenau bekannt sind.

Nach einer Niederlage sieht der General Cadorna alles schwarz und denkt an Selbstmord. Eines Abends nach Einteilung der Posten schließt er sich in seinem Zelt ein und greift zu seinem Revolver . . . Plötzlich tritt ein in eine Kutte gekleideter Mönch ein und hebt mit mißbilligender Miene den Finger: „Na, General, Sie werden doch wohl nicht eine solche Dummheit machen!“

Der General hatte jedoch strengstens verboten, ihn zu stören. Rasend vor Wut stürzt er nach draußen, sieht aber niemanden. Die Wachposten schwören bei allem, was ihnen heilig ist, daß sie niemanden gesehen haben, und erst recht niemanden eintreten ließen. Der Zorn weicht dem Erstaunen, und im gleichen Augenblick fällt die Besessenheit von dem General ab. Er gewährt sich einen Aufschub: er ist gerettet. Diese Geschichte verfolgt ihn jedoch, und er bemüht sich hartnäckig, den Schlüssel dazu zu finden. Wer war bloß dieser junge Franziskaner, der so vermessen war, seiner Einsamkeit zu trotzen, und mächtig genug, ihm den Revolver aus der Hand zu schlagen? Es ist das Ende des Krieges. Man fängt an, von P. Pio zu sprechen. Um klar zu sehen, reist der General Cadorna inkognito und in Zivil nach San Giovanni Rotondo.

Zu dieser Zeit ist P. Pio jedoch abgeschlossen und der medizinischen Fakultät zur Verfügung gestellt. Es ist unmöglich, ihn zu sprechen! Der General drängt: „Lassen Sie mich ihn wenigstens sehen!“

„Gut,“ erwidert der P. Guardian. „Sie bleiben hier im Korridor, während wir zur Danksagung in die Kirche gehen. So sehen

Sie ihn dann vorüberschreiten.“ In einer Ecke verborgen wartet der General. Die Mönche kommen vorüber: er erkennt seinen nächtlichen Besucher. P. Pio lächelt ihm zu und hebt den Finger mit der gleichen halb neckenden, halb drohenden Gebärde, als wollte er sagen: „Sie sind gerade noch mit heiler Haut davongekommen!“

Msgr. Fernando Damiani, Generalvikar der Diözese von Salto in Uruguay, wollte seine Tage, wie so viele andere, in P. Pios Nähe in San Giovanni Rotondo beschließen.

Der Pater aber sagt: „Nein, Ihr Platz ist in Ihrer Diözese.“

„Dann versprechen Sie mir aber, Padre“, erwiderte Msgr. Damiani, „daß Sie mir in der Todesstunde beistehen werden.“

Der Pater sammelte sich einen Augenblick und sagte dann: „Jawohl, das verspreche ich Ihnen.“

Im Jahre 1941 feierte Mgr. Alfredo Viola, Erzbischof von Salto, sein silbernes Jubiläum. Alle Bischöfe von Uruguay und mehrere aus Argentinien wohnten dem Fest bei. Nachts hörte Mgr. Barbieri, der Erzbischof von Montevideo, von dem wir diesen Bericht haben, daß jemand an seiner Tür anklopfte. Aus dem Schlaf auffahrend, rief er: „Wer ist da?“ Ein unbekannter Kapuziner trat ein und sagte zu ihm: „Gehen Sie zu Mgr. Damiani, der im Sterben liegt.“ Der Erzbischof alarmierte einige Priester und eilte zu Mgr. Damiani, der soeben einen sehr schweren Anfall von Angina pectoris erlitten hatte. Bei vollem Bewußtsein und sehr andächtig empfing er die Wegzehrung der Letzten Ölung und entschlief sanft und in großem Frieden nach kurzem Toteskampf. Wie groß war das Erstaunen derer, die ihm beistanden, als man auf seinem Nachttisch mit versagender Hand und mit Bleistift gekritzelt die Worte fand:

„P. Pio ist gekommen!“

Der Erzbischof von Montevideo bewahrte diese letzte Botschaft seines Freundes sorgfältig auf und wollte mit eigenen Augen die Identität des Mönches überprüfen, der ihn ans Sterbett gerufen hatte. Am 13. April 1949, anlässlich eines *ad limina*-Besuches in Rom, suchte er P. Pio auf und erkannte ihn. Indessen stellte er ihm, um volle Gewißheit zu erhalten, direkt die Frage. P. Pio antwortete nicht. In der Meinung, er habe nicht gehört, drängte der Erzbischof. P. Pio schwieg weiter. Mgr. Barbieri lachte auf:

„Ich verstehe!“

„Nun wohl“, sagte P. Pio mit feinem Lächeln: „Sie haben verstanden.“

P. Pios Biographen gebrauchen und mißbrauchen bei ihm den Ausdruck „Allgegenwart“, bei dem sich den Theologen die Haare sträuben. Manche seiner Verehrer und vor allem seiner Verehrerinnen verbreiten das Gerücht: „Er hört alles, er ist überall.“ Nichts ist unrichtiger. Die Gnadengaben P. Pios halten sich streng in den Grenzen, die Gott ihnen steckt. Seine Bilokationen kann er nicht willkürlich hervorrufen, sondern sie entsprechen irgendwelchen Plänen der Unendlichen Barmherzigkeit, deren demütiger Diener er ist. Sie haben niemals seichte oder willkürliche Gründe, wie man meinen könnte, wenn man gewisse „vermischte Nachrichten“ liest, die von überspannten Köpfen berichtet werden. P. Pio „promeniert“ nicht durch die Welt aus Freude am Promenieren, sondern weil Gott ihn beauftragt und sein Wille völlig auf Gottes Willen abgestimmt ist. Auch hier wieder dürfen wir nicht die Ursache mit dem Werkzeug oder reine Halluzinationen mit unbestreitbaren Tatsachen verwechseln. Der Mangel an kritischer Überlegung schadet dem großen Apostel von San Giovanni Rotondo am meisten, denn er verdient wirklich mehr als den Ruf eines Meisters in übernatürlichen Taschenspielerkunststücken. Man muß oft darüber lachen, welche „Leistungen“ ihm zugeschrieben werden...

Die — im Leben der Heiligen wohlbekannte — Bilokation ist gewissermaßen ein „Vorgeschmack“ der „Geistigkeit“ der Auferstehungsleiber. Als P. Pio eines Tages hierüber befragt wurde, antwortete er wie üblich ziemlich unwillig:

„Was denn, was denn, der Körper ist jedenfalls nicht so dumm, daß er nicht bemerkte, wenn er seinen Platz verläßt. Wie? Das ist die Frage. Reißt die Seele den Leib fort, oder reißt der Leib die Seele fort? Auf jeden Fall sind sie sich dessen voll bewußt und wissen, wohin sie gehen.“

P. Pios Freunde kennen recht gut die Augenblicke, in denen er plötzlich „abwesend“ und verklärt wird. Es „erfaßt“ ihn ganz gleich wo, oft im Beichtstuhl. Eine seiner geistlichen Töchter hat mir berichtet, daß P. Pio sie eines Tages, als sie eben beichtete, plötzlich unterbrach: „Sei still!“ Und es schien als ob er lausche. Sie sagte: „Sein Gesicht war völlig verändert, schien jedoch nicht tot.“ Geduldig blieb sie knien. Schließlich nach einiger Zeit stößt P. Pio einen heftigen Seufzer aus, murmelt einige Worte, beugt sich zum Schalter, und die Beichte nimmt ihren Fortgang.

Ähnliche Vorkommnisse sind häufig. P. Pios Mitbrüder sind an seine „Abwesenheiten“ gewöhnt. Wehe aber dem, der es

wagte, ihm hierüber indiskrete Fragen zu stellen! Er kann Neugierige so „zum Henker schicken“, daß ihnen jede Lust vergeht, weiter zu drängen. Manche Vorfälle haben jedoch zu viel Zeugen gehabt, oder aber die Zeugen waren zu ehrbar, als daß man ihre Aussagen bezweifeln könnte. Letzteres gilt zum Beispiel von Don Orione — dessen Seligsprechungsprozeß anhängig ist —, der mit eigenen Augen P. Pio am Tag der Seligsprechung der heiligen Theresia von Lisieux in der St.-Peters-Kirche in Rom sah. Hierüber von einem römischen Prälaten befragt, bestätigte er dies. P. Pio befand sich jedoch zu diesem Zeitpunkt in San Giovanni Rotondo in strenger Klausur... An Hand bekannter Einzelheiten läßt sich dieser Vorfall aufhellen. Jemand, der den Apostel von San Giovanni Rotondo sehr gut kennt, sagte mir eines Tages: „Die heilige Theresia vom Kinde Jesu geht den gleichen „kleinen Weg“ der vollkommenen Pflichterfüllung und Hingabe wie die schlichte Karmeliterin, die zu ihren Lebzeiten kein Wunder wirkte, und beide ähneln sich in vielen Punkten. Als einige Jahre vor der Seligsprechung eines Tages Fräulein M. B. ... P. Pio eine Photographie der jungen Karmeliterin vorlegte und bat, sie zu weihen, erwiderte er ihr: „Ich kann das Bild dieser Nonne nicht weihen, denn sie ist noch nicht seliggesprochen, eines Tages jedoch wird sie zur Ehre der Altäre erhoben, denn sie ist eine Heilige, eine sehr große Heilige.“

Gott hat erlesene Aufmerksamkeiten für seine Freunde. Da die Beziehungen zwischen dem italienischen Kapuziner und der französischen Karmeliterin so vertraut waren, warum sollte er ihn da nicht ihrer Verherrlichung beiwohnen lassen? Wetten wir, daß die heilige Theresia ebenfalls mit ihren Rosen entgegen war.

In manchen Fällen kann P. Pio auch verschlossene Türen durchschreiten zum großen Erstaunen derer, die ihm auflauern. So kann er auf elegante Weise Lästige von der Spur abbringen und Neugierige abschütteln.

Die beiden folgenden Ereignisse sind mir von Augenzeugen berichtet worden:

Eine Gruppe von Pilgern liegt auf der Lauer vor der Türe, die P. Pio durchschreiten muß, um sich zur Kirche zu begeben. Ein Hinterhalt in aller Form! Eine Stunde vergeht. Zwei Stunden, drei Stunden vergehen... Die Zeit kommt ihnen lang vor, aber was tut's: „P. Pio muß durch diese Türe. P. Pio wird hier

durchkommen!" Ein Kapuziner überrascht sie: „Auf was wartet ihr denn, liebe Leute?“

„Auf P. Pio!“

„Er ist doch seit einer guten Weile in der Kirche und hört Beichte!“ Völlig verdutzt fragen die Pilger:

„Wo ist er hergekommen?“

„Durch diese Tür, selbstverständlich!“

„Und wir haben ihn nicht gesehen!“

Der Mönch lächelte: „Wenn ihr ihn nicht gesehen habt, so weil er euch nicht sehen wollte. P. Pio ist zum Beichten da und nicht zum Plaudern...“ Sie verstanden.

Ein andermal wurden die Bewohner von San Giovanni Rotondo von einer schönen Limousine alarmiert, die auf dem Kirchenvorplatz eine Gruppe von geschminkten und kurzgekleideten „Damen“ ablud, die ein spöttelnder Gigolo begleitete. Es handelte sich um eine Theatergesellschaft, die diesen Abstecher gemacht hatte, um „il santo“ zu sehen und sich den Buckel vollzulachen. Mit dem Handwerk vertraut, deklamierte der Jüngling: „Wo ist P. Pio? Er soll mich bekehren!“ Die Damen brachen in Gelächter aus, während der Bruder Pförtner im Begriff stand, den Kopf zu verlieren. Da mag P. Pio sehen, wie er fertig wird! „Geht in die Sakristei, liebe Leute, er hört eben Beichte!“

Spöttelnd durchqueren sie die Kirche, ohne auch nur eine Kniebeuge vor dem Hauptaltar anzudeuten. „Wo ist P. Pio?“ fragt der Gigolo. Und man antwortet ihm: „Er ist soeben hinausgegangen. Sie haben ihm in der Kirche begegnen müssen...“

„Nein!“ ...“

„Unmöglich!“

Die in der Sakristei versammelten Pilger sehen mit einem gewissen Erstaunen auf diese lärmende Gesellschaft. Da sie jedoch an P. Pios Fänge gewöhnt sind, der in seinem Netz „große Fische“ fängt, bieten sie liebenswürdig ihre Dienste an...

Man sucht P. Pio in der Kirche, im Kloster, im Garten. Es ist unmöglich, ihn zu finden! Gereizt werden die Spaßvögel ungeduldig. Ihre Gesichter werden länger. Das spöttische Lächeln erstarrt auf ihren Lippen.

„Ci dispiace“, sagen die Kapuziner, „wir finden ihn nicht.“

„Er ist also fortgegangen?“

„Ganz sicher nicht!“

„Wo ist er dann aber?“

Fra Gerardo zuckt die Schultern: „Chi lo sa? — Wer kann das wissen?“

Wütend und außer Fassung gebracht, besteigen die Eindringlinge wieder ihren Wagen, der in einer großen Staubwolke, von Schreien und Schimpfworten begleitet, davonbraust. Die Leute, die von der Schwelle der Kirche aus dieser Abfahrt zusahen, kehren sich um und bemerken P. Pio.

„Wo waren Sie denn, Padre? Man suchte Sie überall.“

P. Pio lächelt: „Ich ging vor euch auf und ab, ihr aber habt nichts davon bemerkt.“ Und er kehrte ruhig in den Beichtstuhl zurück.

Wir kennen das Ende dieses Abenteuers nicht. Alle, die P. Pio kennen, wären jedoch sehr erstaunt, hätte es nicht mit einem großen „Zurückkommen“ geendet. Um bestimmte Seelen zu wecken, ist P. Pio keine Mühe zu viel, und er verzichtet nicht leicht auf die „großen Fische“.

Wie eifersüchtig wacht er über das geistige Wachstum seiner Söhne und Töchter! Durch alles Gestrüpp einer *legenda aurea* hindurch, das auf seinem Acker wuchert, findet man mühelos eine herrliche Ernte von authentischen Tatsachen, die seine sehr zärtliche und sehr anspruchsvolle Vaterliebe bekunden, und dies interessiert uns vor allem.

Übernimmt er die Sorge für eine Seele, so kann ihm nichts auf der Welt seine Beute wieder abjagen. Von nah und fern folgt er dieser Seele mit so „unerbittlicher Treue“ — wie mir jemand lächelnd sagte —, „daß man ‚spuren‘ muß, ob man will oder nicht“.

„Ich rufe niemanden, und ich jage niemanden fort“, sagt er denen, die an den großen Scharen, die ihn belagern, Anstoß nehmen. Gewiß, seine Wundmale und seine Wunder sind eine Reklame, doch genügt eine kurze Rundfrage bei seiner „bella brigata“,¹ um sich Rechenschaft darüber abzulegen, daß seine unersättliche Liebe die Seelen magnetisiert. Wie soll man jemandem widerstehen, der sein Leben für einen hingeben würde? Und so liebt P. Pio alle, die sich ihm anvertrauen.

Er verzärtelt sie wahrlich nicht! Seine teuersten Kinder müssen auf seinen Spuren wandeln und seine Sorgen und Leiden als Apostel teilen. Kann er ihnen ein königlicheres Geschenk anbieten als die Ähnlichkeit mit Gott? Das Kreuz aber macht dem Herrn Christus ähnlich. Die Vertrauten P. Pios finden früher oder später das Kreuz mit der Freude, die von ihm untrennbar ist, und die im Triumph des dritten Tages wie ein Freudenfeuer

¹ So nannte die heilige Katharina von Siena ihre geistliche Familie.

aufflammt. Denn: das Kreuz ist nur eine Frage, auf die Ostern Antwort gibt. Das ist die Lehre P. Pios. Und sein unerschütterlicher Optimismus schenkt seinen Söhnen und Töchtern kühnen Eroberungsgeist, der zu allen Opfern lächelnd bereit ist. Erkennt man den Baum an seinen Früchten, nun wohl, P. Pios Kinder spiegeln die Seele ihres Vaters wieder.

Sie erregen kein großes Aufsehen. Ich möchte sogar sagen, daß sie desto mehr zurücktreten, je inniger sie ihm ergeben sind. Man erkennt sie auf den ersten Blick an einem bestimmten unverleugbaren „Stil“ der Schlichtheit, der Demut und der fransiskanischen Freude. Und die, die am meisten wissen, sprechen am wenigsten. Auf eine naive Frage, die ich an eine seiner teuersten geistlichen Töchter richtete, hat diese mir ehrlich geantwortet: „Der Vater verbietet uns, ihn herauszustreichen oder ihn gar auf eine Zinne zu stellen. Gott übernimmt dies.“

Obwohl seine kleine geistliche Familie keinerlei Reklame macht, ist sie seine schönste Reklame, und man naht ihr nicht, ohne sich durchduftet zu fühlen.

Auch die Wunder sind in viel höherem Maße anziehend für die Fremden und die „großen Fische“ als für die Freunde P. Pios. Was kann er ihnen auch Schöneres bieten, als eine Beförderung zum Rang von Aposteln, das heißt zu Arbeitern an der Erlösung? Wir haben zu Beginn dieses Buches kurz Petruccio, den Blinden, kennengelernt.

Er ist achtunddreißig Jahre alt. Mit vierzehn Jahren begann sein Blick sich zu trüben. P. Pio liebt ihn sehr. Sanft hat er bei ihm vorgefühlt:

„Weißt du, mein kleiner Junge, daß so viele Menschen in der ganzen Welt mit ihren Augen sündigen?“

„Nun, Vater, dann möge Gott meine Augen nehmen: ich bringe sie ihm für die Sünder dar.“

P. Pio bat nicht um seine Heilung! Er, der das Augenlicht ohne Pupillen wiederschicken konnte, wie bei Gemma di Giorgio, behält Petruccio, den Blinden, als außerordentlich kostbaren Schatz bei sich. Alle Pilger von San Giovanni Rotondo kennen ihn! Heiter wie ein Fink, voller Eifer und Humor, bewegt er sich mühelos in der Umgebung des Klosters, stets bereit, kleine Dienste zu erweisen, wie zur Post zu gehen und den Ankömmlingen Auskünfte zu erteilen. Sein hübsches, vom inneren Licht erleuchtetes Gesicht gehört mit zum äußeren Bild dieser Gnadenstätte und erzählt mehr von P. Pio als viele Bücher.

Einer seiner Söhne sagte mir: „Man möchte sagen, P. Pio

lauscht stets auf die, die ihn rufen.“ Und er hat mir nachstehende Anekdote erzählt:

Mehrere Personen, die eben erst in San Giovanni Rotondo angekommen waren, sprachen eines Abends vom Pater. Unbefangen rekapitulierten sie die Gnaden, die sie bei ihm erbitten wollten, und beauftragten ihre Schutzengel, sie ihm so schnell wie möglich vorzutragen.

Am nächsten Tag, nach der Messe, schnauzte sie P. Pio an: „Ihr Schelme! Selbst nachts laßt ihr mich nicht in Ruhe!“ Sein Lächeln strafte seine Worte Lügen. Sie wußten, daß sie erhört worden waren.

„Man braucht ihm nicht zehnmal das gleiche zu wiederholen, nicht einmal im Geiste!“ versicherte mir jemand anders. Und er unterstrich seine Worte mit folgendem nettem Beispiel:

„Der Mann einer wackeren Frau aus der Gegend ist schwerkrank. Rasch eilt sie ins Kloster. Wie aber an P. Pio herankommen? Um ihn im Beichtstuhl sehen zu können, muß man warten bis man an der Reihe ist, mindestens drei Tage! Während der Messe ist die Frau in ständiger Aufregung, bewegt sich hin und her, von rechts nach links. Und schließlich vertraut sie, in Tränen aufgelöst, ihr großes Unglück durch Vermittlung ihres treuen Dieners der Madonna delle Grazie an. Während der Beichten der gleiche Umtrieb. Schließlich — „Weibes Wille ist Gottes Wille“ — gelingt es ihr, sich in den berühmten Gang zu schmuggeln, wo man P. Pio flüchtig sehen kann. Sowie er sie erblickt, schaut er sie groß an:

„D o n n a d i p o c a f e d e, kleingläubiges Weib, wann hörst du endlich auf, mir die Ohren vollzuschreien, daß sie mir klindgen müssen? Bin ich denn taub? Du hast es mir schon fünfmal gesagt, rechts, links, vorne, hinten. Ich habe verstanden, ich habe verstanden...“

Und dann fügte er lächelnd hinzu: „Geh rasch nach Hause. Alles ist in Ordnung.“

Und tatsächlich war ihr Mann geheilt. In manchen Fällen sind diese Hilfen in extremis aufsehenerregender. Bei der „Befreiung“ wurde eine seiner Töchter als „Faschistin“ verhaftet und von einem Standgericht zum Tode verurteilt. Sie hatte keine Schuld an den Verbrechen, die man ihr zur Last legte. Wie aber ihre Unschuld beweisen? In dem Augenblick, in dem man ihr Handschellen anlegte, um sie zur Richtstätte zu führen, ergriff sie ihren Rosenkranz und ein Photo P. Pios. „Vater!“ seufzte sie, „Vater, komm mir zu Hilfe!“

Auf dem Weg bewarf sie eine tobende Menge mit Steinen. Schimpfreden hagelten nur so auf sie hernieder. Mehr tot als lebendig kam sie endlich an die Stelle, an der das Hinrichtungskommando auf sie wartete. Plötzlich wurde der Verkehr durch eine lange Kolonne von Panzern, Krankenwagen und Truppen gesperrt, die nach Norden zogen. Der Führer des Pelotons befahl den Aufschub der Hinrichtung und wartete „wie hypnotisiert“ aufrecht auf einem Panzer.

„Wenn sie alle vorüber sind“, dachte das junge Mädchen, „dann schlägt meine letzte Stunde. O Padre, Padre, warum bist du nicht da!“

Die Zeit geht weiter, und der Vorbeimarsch hält noch immer an. Erschöpft, vielleicht ihrer Sache auch nicht so ganz sicher, zerstreuen sich die Terroristen. Nur der „Kommandant“ bleibt da, aufrecht, gerade wie ein Ausrufungszeichen und steif wie ein Nachtwandler.

Dieser Aufschub hatte den Freunden des jungen Mädchens genügt, um ein Alibi für sie zu finden und ihre Unschuld zu beweisen. Ernüchert begannen die Denunzianten ihrerseits, vor möglichen Repressalen zu zittern, als jemand die Nachricht brachte, die Hinrichtung sei durch den Durchzug der Truppen verzögert worden. In dem Augenblick, in dem die letzten Kolonnen auf der Straße des Verhängnisses entschwanden, alarmierte Motorengeräusch das junge Mädchen. „Ein im Auto angekommen Unbekannter“ erklärte ihr rundweg, „sie könne sich als frei betrachten“ und fuhr sie kurzerhand nach Hause zurück. Damals waren solche „Abrechnungen“ und „summarische Hinrichtungen“ an der Tagesordnung...

Das schönste der Geschichte ist jedoch noch zu berichten. In Italien wie auch in Frankreich wurden damals die Häuser der „Verurteilten“ zur Plünderung freigegeben, und Banden von Plünderern brachten natürlich ihr Schäfchen ins Trockene..., unter dem Vorwand, z. B. Sprengstoffe zu suchen. Eben in dem Augenblick, in dem mehrere dieser verkleideten Räuber dabei waren, das Zimmer des jungen Mädchens unter den entsetzten Augen seiner Schwester auszuräumen, ließ sie ein dröhnendes und gebieterisches „Basta!“ innehalten. Entsetzt sahen sie sich an, denn die Stimme schien aus einem starken Megaphon zu kommen, von dem sie jedoch keine Spur entdecken konnten. Ein erneutes, noch zornigeres und noch schallenderes „Basta!“ jagte sie von dannen und ließ sie Fersengeld geben. Als die Verurteilte nach Hause zurückkam, warf sich ihre Schwester seufzend in

ihre Arme. „Es war P. Pios Stimme“, sagte sie, „und er hat die Diebe in die Flucht gejagt!“

Einige Monate später, als man sich wieder frei bewegen konnte, nahm das betreffende junge Mädchen den Zug nach San Giovanni Rotondo. P. Pio empfing die junge Dame lächelnd:

„Meine Tochter, du hast mich mit deinem Glauben vielleicht zum Laufen gebracht!“

Und er schnitt eingehendere Erklärungen ab.

In anderen Fällen sind die Situationen weniger tragisch, die Hilfeleistungen weniger beschwerlich. Fast jedermann in San Giovanni Rotondo kennt das reizende Abenteuer, das dem Ingenieur Todini aus Rom begegnet ist.

Eines Abends, als er sich längere Zeit im Kloster aufgehalten hatte, bemerkte er im Augenblick des Fortgehens, daß es in Strömen goß.

„Und ich habe nicht einmal einen Regenschirm!“ sagte er zu P. Pio. „Könnten Sie mich nicht bis morgen hierbehalten? Sonst werde ich pudelnaß.“

„Nein, mein Sohn, das ist nicht möglich. Du brauchst jedoch nichts zu befürchten. Ich werde dich begleiten!“

Der Ingenieur dachte bei sich, daß er gerne auf diese „Buße“ verzichten würde, selbst wenn sie durch die geistliche Hilfe P. Pios gemildert würde. Er schlug seinen Kragen hoch, drückte sich den Hut fest auf den Kopf und nahm wacker die zwei Kilometer in Angriff, die ihn vom Dorf trennten. Wie groß war sein Erstaunen, als er, ins Freie gelangt, feststellte, daß der Wolkenbruch plötzlich aufgehört hatte! Es nieselte kaum noch, als er bei den wackeren Leuten ankam, die ihm ein Zimmer vermietet hatten.

„Madonna mia“, rief die Frau, als sie hörte, daß er die Tür öffnete, „Sie müssen ja naß sein bis auf die Haut!“

„Gar nicht“, erwiderte er, es regnet fast gar nicht.“

Die Bauern sahen sich erstaunt an:

„Was, es regnet fast nicht? Es ist doch eine wahre Sinflut! Hören Sie doch nur!“

Sie traten auf die Türschwelle und sahen, daß der Himmel „alle Schleusen geöffnet“ hatte.

„Seit einer Stunde regnet es unaufhörlich und in Strömen. Was haben Sie gemacht, um trocken durchzukommen?“

„P. Pio hat mir gesagt, er werde mich begleiten.“

„Ja dann, wenn P. Pio Ihnen das gesagt hat...“

Der Vorfall war erledigt. Man setzte sich zu Tisch. Als die

Frau die dampfende Schüssel mit „pasta“ brachte, sagte sie nur: „Ja, ja, P. Pios Begleitung ist so viel wert wie alle Regenschirme der Welt!“

Trotz seines rauhen Wesens — es ist seine Art, sich zu verteidigen — ist P. Pio der zärtlichst liebende Vater, der die Anforderungen an seine Kinder nach ihrer Leistungsfähigkeit stellt. Als Spezialist der „großen Bekehrungen“ muß er zu stürmischen Heißhunger nach Buße durch Vorsichtsmaßnahmen bremsen, die mitunter einige Abweichungen von den Naturgesetzen einbeziehen.

Die schöne und außerordentlich reiche Signora Luisa Vairo war aus reiner Neugierde nach San Giovanni Rotondo gekommen, aber auch ein kleines bißchen, um der öffentlichen Meinung zu trotzen.

Kaum angekommen, fühlte sie sich von unaussprechlichem Schmerz durchdrungen. Ihre Sünden erschienen ihr so ungeheuerlich und so entsetzlich, daß sie in der vollen Kirche in Tränen ausbrach. Ihre herzzerreißenden Seufzer alarmierten einige geistliche Töchter P. Pios, der eben Beichte hörte. Er wurde verständigt, ging zu Signora Vairo und sagte ihr: „Beruhigen Sie sich, mein Kind, die Barmherzigkeit hat keine Grenzen, und Christi Blut wäscht rein von allen Verbrechen der Welt.“

„Ich möchte beichten, Pater“, sagte die Unbekannte, die sich vor kaum einer Stunde über einen solchen Vorschlag höchst belustigt hätte.

„Beruhigen Sie sich zuerst“, sagte er sanft. „Kommen Sie morgen wieder.“

Signora Vairo verbrachte die Nacht damit, ihre Sünden zu rekapitulieren. Seit ihrer Kindheit hatte sie nicht mehr gebeichtet! Als sie sich beim Padre befand, sah sie sich plötzlich — wie so viele andere — gehemmt. Es war einfach unmöglich, anzufangen. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt! Als P. Pio sie in so kläglicher Verfassung sah, begann er sanft von sich aus mit der Bestandsaufnahme ihres traurigen Lebens. Zum Schluß sagte er ihr:

„Erinnerst du dich noch an sonst etwas?“

Eine heftige Versuchung ließ sie erschauern. Soll sie die schwere Sünde, die noch übrig bleibt, eingestehen? War diese Ausbreitung von Schande und Schmutz nicht gerade genug?

P. Pio wartete indes und bewegte leise die Lippen.

Endlich kam sie wieder zu sich: „Es bleibt noch das, mein Vater.“

„Gelobt sei Gott!“, rief er freudig aus, „eben darauf habe ich gewartet.“¹ Nun kann ich dir die Lossprechung geben, meine Tochter.“

Als Konvertitin begann Signora Vairo dem Vorbild der großen Büsser zu folgen, und zwar mit dem Ungestüm der Neubekehrten.

Eines Wintermorgens beschloß sie, barfuß in die Kirche zu gehen. Es stürmte, es regnete, es war hundekalt, wie dies an den Hängen des Monte Gargano oft der Fall ist.

Völlig durchnäßt und mit blutenden Füßen (damals war der Weg zur Kirche sehr steinig) kam sie schließlich an und fiel auf der Schwelle vor Schmerz und Kälte in Ohnmacht.

Als sie die Augen öffnete, sah sie P. Pio, dessen Gesicht über sie geneigt war:

„Meine Tochter, selbst bei der heiligen Buße muß man Maß halten“, sagte er ihr, wobei er sie leicht an der Schulter berührte.

„Zum Glück durchnäßt dieses Wasser nicht. *Questa acqua non bagna...*“

Wie groß war das Erstaunen aller, die dieser Szene beiwohnten, als sie feststellten, daß die Kleidungsstücke der Signora Vairo in einem Augenblick völlig trocken geworden waren.

Als Bauernsohn ist P. Pio sehr empfindsam für Landplagen, die die Ernte bedrohen, und stellt sie manchmal prompt ab.

Am 15. Mai 1932 war eine Gruppe von Pilgern aus Bologna auf dem Weg zum Kloster. Plötzlich sahen sie, daß ein gutes Stück der Straße buchstäblich mit kriechenden schwarzen Raupen bedeckt war. Voll Ekel versuchten sie, an der Seite vorbeizukommen, doch war dies nicht möglich, da es sich um einen mit Mandelbäumen umsäumten Hohlweg handelte. Sie mußten also über diesen ekligen Bodenbelag gehen. Im Ort angelangt, erkundigten sie sich nach diesem seltsamen Phänomen.

„Die Geschichte ist recht einfach“, erklärte man ihnen. „Ganz nahe beim Kloster ist ein Mandelbaumwäldchen, das die Raupen in solchem Maß befallen hatten, daß die Ernte völlig vernichtet zu werden drohte. Die Einnahme aus dieser Ernte liefert aber den Lebensunterhalt für eine ganze Familie. Verzweifelt begaben sich die armen Leute zum Padre und flehten ihn an, ihnen zu helfen. Da ging Pio hinaus auf den Vorplatz und

¹ Es handelt sich um die übliche „List“, die P. Pio bei den Personen anwendet, denen er bei der Beichte „hilft“.

segnete die Mandelbäume mit einem großen Kreuzeszeichen. Sofort machten sich die Raupen aus dem Staube. Sie haben selbst gesehen, wie viele es waren! Die armen Leute können nun ruhig schlafen. Es wird ihnen in diesem Winter nicht an Brot fehlen.“

11. KAPITEL

Ratlosigkeit des Dr. Romanelli — Ein parfümierter Kapuziner? — Dr. Festa macht es Spaß, viele "Tests" zu machen — Man muß wohl oder übel ein Mittel zur Herstellung einer Verbindung finden, wenn man nicht schreiben kann! — Eine Mansarde, die sich mit Wohlgeruch erfüllt — „Haben Sie nichts gerochen?“ — „Das wird dir abgewöhnen, rückwärts zu gehen!“

Bei seinem ersten Besuch in San Giovanni Rotondo im Juni 1919 war Dr. Romanelli ehrlich entrüstet, als er feststellte, daß P. Pio Parfums gebrauchte.

Bei einem Kapuziner, der sich kasteite und mit den Wundmalen ausgezeichnet war, war dies immerhin nicht ganz in Ordnung! Das Parfum war offensichtlich „teuer und von guter Qualität“, denn die ganze Zelle war mit einem „seltenen und köstlichen“ Wohlgeruch erfüllt. „Das Geschenk irgendeiner Scheinheiligen!“, knurrte der Doktor und vertraute seine Ratlosigkeit dem Pater Valenciano an.

Dieser lachte ihn glatt aus:

„Ein Kapuziner und Parfums! Das fehlte gerade noch . . . So erfindet man in der Welt Geschichten über uns! Und recht langweilige Geschichten! Niente profumi, lieber Doktor. Das Blut P. Pios erfüllt alles mit diesen Wohlgerüchen.“

Dr. Romanelli schüttelte mißbilligend den Kopf. Wieder eine von den zahllosen Legenden der „frati“. Das Blut das sich zer setzt, riecht schlecht! Und die Wunden P. Pios bluten sehr stark und trotzen allen Gesetzen der Hygiene.

Um ins reine zu kommen, kehrte er in die Zelle des stigmatisierten Kapuziners zurück . . . und war schwer enttäuscht. Diesmal war keinerlei Geruch vorhanden. Weder ein guter, noch ein schlechter. Er konnte schnuppern, soviel er wollte. Nichts.

Täuschungen des Geruchssinns sind verhältnismäßig selten und schwer erklärbar, aber schließlich hat auch hier die Wissen-

schaft noch nicht das letzte Wort gesprochen. Zwei Tage lang lief der Doktor schnuppernd wie ein Hund herum. Nichts . . .

Bevor er abreiste, ging er in Gedanken versunken die Treppe des Klosters hinauf. Plötzlich umhüllte ihn das gleiche Parfum mit einem heftigen Duftstoß. Dies dauerte nur einige Sekunden, genügte jedoch, um im Hirn des Arztes ein neues Fragezeichen zu setzen.

Und einige Tage später schrieb er in seinem Bericht an den Provinzial: „Und halten Sie fest, hochwürdigster Herr Pater, daß von einer Autosuggestion keine Rede sein kann. Zunächst einmal: niemand hatte mir je von diesem Phänomen berichtet. Dann hätte ich im Fall einer Autosuggestion diesen Geruch die ganze Zeit über oder mehr als einmal riechen müssen und nicht nach einer so langen Zwischenzeit. Ich erkläre dies redlich, denn gewöhnlich neigt man nur zu gern dazu, die schwer erklärbaren Phänomene der Autosuggestion zuzuschreiben.“

Nach Dr. Romanelli mußten sich andere Personen mit den gleichen Schwierigkeiten herumschlagen. Die schönsten Tests liefert uns Dr. Festa aus Rom, der von Geburt an des Geruchssinns beraubt und deshalb unbeteiligt ist.

Nachdem er seine „Nachforschungen“ in San Giovanni Rotondo beendet hatte, kehrte er nach Rom zurück mit einer „Probe“ des Linnens, das von der „Seitenwunde“ P. Pios mit Blut befleckt war, und das er einer Laboratoriumsanalyse unterwerfen wollte. Plötzlich fingen seine Reisegefährten an, zu fragen: „Was riecht denn so gut? Welch erlesenes Parfum! Was kann das bloß sein? Das hat ja keinerlei Ähnlichkeit mit irgend etwas Bekanntem . . .“

Der Doktor amüsierte sich sichtlich. Er selbst roch nichts . . . Die Gelegenheit war jedoch zu günstig. So versuchte er, die Empfindungen der Mitreisenden zu präzisieren.

Diese suchten jedoch vergeblich nach dem Namen des seltsamen Parfums und konnten sich auch nicht darüber einigen, welchem Geruch es ähnelte. Ambra? Veilchen? Heliotrop? Narde? Weihrauch? Jasmin? Die Debatte im weit geöffneten Abteil wurde immer hitziger. Der Zug raste mit hundert Stundenkilometern dahin, und schon allein der Luftzug hätte jede Ausströmung von Parfum forttragen und beseitigen müssen!

Dies dauerte etwa eine Viertelstunde. Dann verschwand plötzlich die seltsame Ausdünstung, und man sprach von etwas anderem.

Verwirrt schrieb Dr. Festa seine Erfahrungen nieder. Absicht-

lich behielt er das berühmte Stückchen Linnen im Schub seines Schreibtischs. Von den Kranken, die ihn in den folgenden Tagen konsultierten, waren einige von „diesem wunderbaren Parfum“ betroffen und erkundigten sich sogar nach seinem Namen und seiner Herkunft. Andere wieder nahmen nichts wahr, und zwar nicht etwa, weil ihnen der Geruchsinn gefehlt hätte.

Seit neununddreißig Jahren ist die Zahl der Zeugen und Nutznießer dieser Ausströmungen so groß geworden, daß es nicht mehr möglich ist, das seltsame Phänomen zu bezweifeln.

Tatsache ist, daß P. Pios persönliche Sachen und sogar die Sachen, die er berührt hat, Wohlgeruch verbreiten. Es ist weiter eine Tatsache, daß dieses Parfum „nichts ähnelt“, obwohl es an eine ganze Skala von Gerüchen erinnert. Es ist auch eine Tatsache, daß es auf Entfernung wirken kann. Schließlich unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Ausströmungen eine genau festgelegte Bedeutung haben und sich in der apostolischen Rüstkammer P. Pios zu den Gnadengaben hinzugesellen, die ihm Gott verleiht, um die ihm anvertrauten Seelen zu fördern, anzuziehen, zu trösten oder zu warnen.

Hierzu wollen wir eine bisher unveröffentlichte Episode anführen, deren Beweiswert in den Dispositionen der Zeugen liegt, die ganz und gar nichts von den „Ausströmungen“ P. Pios wußten.

Zwei jungverheiratete Polen, die in England ansässig waren, hatten eine schwerwiegende Entscheidung zu treffen. Nachdem sie lange das „Für“ und das „Wider“ erwogen hatten, befanden sie sich in einer Sackgasse und waren völlig durcheinander. Menschlich gesehen, schien ihre Lage ausweglos. Was tun? Jemand sprach ihnen von P. Pio. Sie schrieben ihm. Es kam keine Antwort! Da beschlossen sie, nach San Giovanni Rotondo zu gehen, um mündlich Rat und Hilfe zu erbitten.

Weit ist der Weg von England nach Apulien! Unsere Reisenden machten in Bern Station und fragten sich voll Angst, ob es der Mühe wert wäre, die Reise fortzusetzen. Vielleicht würde sie der Pater gar nicht erst empfangen? Jemand sagte ihnen bei der Abreise, der Pater sei „isoliert“. Die ganze Reise, die ganzen Kosten wären dann umsonst!

Es war Abend. Traurig unterhielten sie sich im Zimmer ihres schmutzigen und ärmlichen Gasthofes. Aus Sparsamkeit hatten sie ein Zimmer „letzter Kategorie“ gemietet. Es war Winter und schneite. Von Kälte erstarrt und mutlos, standen sie im Begriff, die Rückreise zu beschließen, als sie sich plötzlich „in einen erle-

senen und starken Duft“ gehüllt fühlten, der so angenehm war, daß sie von ihm „völlig getröstet“ wurden.

Praktisch veranlagt, machte sich die junge Frau sofort daran, die Kommode und die Schränke zu untersuchen, um das „Fläschchen Parfum, das ein zerstreuter Reisender vergessen haben mußte, und von dem diese köstlichen Gerüche ausgingen“, zu finden. Alles Suchen war umsonst! Nach einiger Zeit hörte der gute Geruch auf, und das Zimmer strömte wieder stinkende Kloaken- und Fäulnisgerüche aus. Verblüfft fragten unsere Reisenden den Wirt, der aus allen Wolken zu fallen schien. Erstmals glaubten Gäste in seinem Gasthof, der nicht gerade nach Rosenwasser duftete, Wohlgerüche zu verspüren! „Dieses ganze Abenteuer richtete sie jedoch wieder auf und stärkte sie in ihrem Entschluß, ihre Reise um jeden Preis fortzusetzen.“

In San Giovanni Rotondo angelangt, gingen sie sofort zu P. Pio, der sie mit offenen Armen empfing. Der junge Mann, der die italienische Sprache beherrschte, stammelte einige Entschuldigungen:

„Wir haben Ihnen geschrieben, Padre. Da Sie jedoch nicht geantwortet haben...“

„Was, ich habe nicht geantwortet? Und neulich, abends, in der Schweizer Herberge, haben Sie da nichts gemacht?“

Mit einigen Worten löste der Pater die Schwierigkeiten seiner Besucher und verabschiedete sie. Entzückt und überströmend von Freude und Dankbarkeit, erfuhren sie nun erst davon, daß P. Pio „auf diese Art eine Verbindung mit denen herstellt“, die ihn zu Hilfe rufen.

Das Entscheidende dieser Ausdünstungen ist ihr Endzweck. P. Pio erfüllt nicht mit Wohlgeruch lediglich um des Vergnügens willen, Wohlgeruch zu verbreiten, wie manche seiner Bewunderer uns weismachen möchten, wozu sie wenig beweiskräftige Beispiele anführen, sondern nur für ein apostolisches Ziel oder etwas Gutes, das getan werden kann. Von nah oder fern wirken seine „Parfums“ gleich: sie beleben wieder, ermutigen, lenken die Aufmerksamkeit auf eine drohende Gefahr, schelten, warnen, erinnern an seine Gegenwart, seine Ratschläge, seine Seelsorge.

„Es ist, als ob er uns sagte: „Riga diritto, se no, ti frusto!“ „Geh geradeaus, oder mach dich auf eine Tracht Prügel gefaßt!“, sagte mir lachend einer seiner geistlichen Söhne.

In manchen Fällen können diese Düfte vor einer tödlichen

Gefahr retten. Eines Tages las in der Umgebung von San Giovanni Rotondo ein armes Weibchen auf einem Steilhang rückwärts gehend Kastanien auf. Plötzlich veranlaßte köstlicher Duft die alte Frau, den Kopf zu heben. „Madonna mia!“ Noch ein Schritt, und sie wäre in den Abgrund gestürzt... Sowie P. Pio sie wieder zu Gesicht bekam, schimpfte er sie aus: „Das wird dir abgewöhnen, rückwärts zu gehen!“

Den durch P. Pios Vermittlung erzielten Heilungen geht oft ein ordentlicher Hauch von charakteristischem Wohlgeruch voraus, der sie ankündigt. Greifen wir willkürlich ein Beispiel heraus, das um so bemerkenswerter ist, als es in den Bereich der Chirurgie fällt, die der Autosuggestion wenig günstig ist.

Das 24 Jahre alte Fräulein Josephine Marchetti aus Bologna hatte sich den rechten Arm gebrochen, der drei Jahre früher infolge eines schweren Unfalls operiert worden war. Nach einer erneuten Operation, der eine lange und schmerzhaft Behandlung folgte, erklärte der Chirurg dem Vater des jungen Mädchens, es würde seinen Arm nie mehr gebrauchen können, da er infolge Ausschneidung eines Teils des Schulterblattes völlig steif geworden sei, nachdem eine Knochenverpflanzung leider erfolglos geblieben wäre.

Verzweifelt reisten Vater und Tochter nach San Giovanni Rotondo. P. Pio empfing sie, segnete sie und erklärte: „Vor allem keine Verzweiflung! Vertraut auf den Herrn! Der Arm wird heilen.“

Dies ereignete sich Ende Juli 1930. Die Kranke kehrte nach Bologna zurück, ohne daß die geringste Besserung festzustellen war. P. Pio hat sich also getäuscht! Man denkt nicht mehr daran, und die Monate vergehen.

Am 17. September, am Fest der Wundmale des heiligen Franz, „wird das Gemach der Marchetti plötzlich von einem köstlichen Geruch nach Narzissen und nach Rosen erfüllt“. Dies dauert „etwa eine Viertelstunde“ zum großen Erstaunen der Wohnungsinhaber, die vergeblich nach dem Ursprung dieser Wohlgerüche suchen.

Von diesem Tag ab kann das junge Mädchen seinen Arm wieder gebrauchen. Eine Röntgenaufnahme — die die Geheilte sorgfältig aufbewahrt — zeigt die „Erneuerung“ von Knochen und Knorpel.

Die Auswahl fällt einem schwer angesichts der großen Zahl derartiger Fälle! Die Söhne und Töchter P. Pios könnten uns eingehend hierüber berichten, verschlösse der „heilige Gehor-

sam“ nicht ihre Lippen. Aber es gibt auch durchziehende Pilger und unerwartete Nutznießer dieser Gnaden, die kein Blatt vor den Mund nehmen und sprechen, manchmal allerdings gar zu laut.

Die Frauen von San Giovanni Rotondo reißen sich darum, die Wäsche des Klosters waschen zu dürfen, denn „alles, was P. Pio anrührt, riecht so gut“, sagten sie mir unbefangen, „daß sogar das Übrige von Wohlgeruch erfüllt wird.“

P. Pios „Parfums“ erinnern in eigenartiger Weise an die ehrwürdigen Benoite Rencurel von Le Laus. Zu ihren Lebzeiten alarmierte sie auf diese Weise die großen Sünder. Seit ihrem Tod vor bald drei Jahrhunderten dauert das schöne Wunder fort. „Wir stellen nie Blumen auf die Altäre der Kirche“, sagte mir vor zwei Jahren der Pater Rektor, „damit keine Verwechslung vorkommt.“

In der Kirche von Le Laus,¹ wie auch in San Giovanni Rotondo, hat man mir erfreulicherweise versichert, daß die Empfänglichkeit für diese geheimnisvollen Gerüche keine Gewähr für ein gutes Gewissen ist, denn zu meinem großen Bedauern und trotz eines ziemlich feinen Geruchsinns habe ich nie etwas Außer-natürliches gerochen. „Da kann man nichts machen“, sagte mir Pater X. mit einem spitzbübischen Lächeln. „Da droben ist man sparsam und wirft nicht gern mit den Gnadengaben um sich.“ Wir wollen rasch hinzufügen, daß auch seine Nase wider-spenstig ist.

¹ Über Cap, Hautes Alpes: bedeutende Pilgerstätte Unserer Lieben Frau.

12. KAPITEL

P. Pios Trophäen — „Gott glaubt an dich“ — „Genueser, dein Gesicht ist schmutzig!“ — Was habt ihr eurem Vater versprochen?“ — Giovannino, der Schornsteinfeger, hat den Vorrang vor einem Monarchen — Ohne Ansehen der Person — Die verlorenen Söhne haben den Vorrang — Die Bekehrung von Alberto del Fante — Im Streit mit den Intellektuellen — P. Pio und die Kinder — Ein atheistischer Doktor — Die Vergeltungsmaßnahmen der Heiligen

Unserem Vorhaben treu, wählen wir vor allem jene Ereignisse und Taten P. Pios aus, die für ihn charakteristisch sind und uns helfen, sein Gesicht ein wenig zu erkennen.

Die Gnaden, die er erlangt — wir werden nicht müde, es zu wiederholen —, stehen stets im Dienste seines Apostolates. Durch die kranken oder siechen Leiber hindurch hat er es mit den Seelen zu tun. Seine schönsten Trophäen hängen mit dem Beichtstuhl zusammen.

Alle seine Handlungen sind voll Gnadengaben. Treffende Antworten, Einfälle voller Humor, Bemerkungen voll gesundem Menschenverstand, die nach Erde riechen. Die Gnade entwirrt nicht nur nicht, sondern läßt tiefer Wurzel schlagen und führt zum allerschönsten Erblühen aller Hilfsmittel der Natur. P. Pio wirkt Wunder, gewiß! Aber recht töricht wäre, wer daraus schlösse, dies sei sein einziger Köder! Scharen belagern ihn Tag und Nacht, und nur wenigen von ihnen kommen seine Wunder zugute. Dies aber hält die anderen nicht ab und ermutigt sie auch nicht. Viel mehr als seine sinnenfälligen Gerüche suchen sie sehnsüchtig, obwohl sie sich dessen oft gar nicht bewußt sind, den „Geruch der Heiligkeit“, der nicht den Nasen schmeichelt, sondern die Seelen trunken macht. Mit dem unfehlbaren Spürsinn, den die Taufgnade schenkt, erkennt das Volk Gottes bei seinen Diensten die Ähnlichkeit mit dem Herrn. P. Pio magnetisiert die Massen mit DEM, der mehr in ihm lebt, als er selbst lebt.

So „kennzeichnen“ ihn die Bekehrungen, die er auslöst, am besten.

Wir dürfen jedoch nicht glauben, er verfolge Beute, die leicht

zu erlegen ist. Ein aufmerksames Studium der Zeugnisse der Konvertiten überzeugt uns vielmehr vom Gegenteil.

Es sind Freimaurer, Protestanten, Theosophen, Marxisten, Spiritisten, hartgesottene Atheisten, Menschen, denen die Ausschweifung zur zweiten Natur geworden ist; Mörder, Betrüger, Kurtisanen, Komödianten, Besessene und Galgenvögel... Man könnte eher sagen, er spezialisire sich auf die schweren Fälle und lasse „die kleinen Fische“ beiseite!

Fast immer zieht die „Reklame“ der Wundmale die großen Sünder aus der Ferne an. Wir kennen viele Beispiele. Und wiederum willkürlich wollen wir einige weitere charakteristische „Fälle“ herausgreifen.

Der Angelhaken hat seine Schuldigkeit getan. An ihm hängt nun ein dicker Fisch und zappelt. Als geschickter Fischer holt ihn P. Pio rasch zu sich heran, und oft löst ein einfaches Wort, das sich wie ein Pfeil ins Fleisch bohrt, den Gnadenstoß aus.

„Pater, ich glaube nicht an Gott!“

„Aber Gott glaubt an dich, mein Sohn.“

Man versuche, sich von dem Abgrund, den diese Worte erahnen lassen, nicht einsaugen zu lassen!

„Pater, ich habe zu viel gesündigt, ich habe keine Hoffnung mehr!“

„Mein Sohn, unablässig verfolgt Gott die verstocktesten Seelen. Du hast ihn zu viel gekostet, als daß er dich im Stich ließe.“

Ein Besucher, den die Neugierde hergetrieben hat, versucht, sich hinter einer Gruppe von Männern zu verschanzen, die sich in der Sakristei versammelt haben. P. Pio tritt ein und entdeckt ihn sofort:

„Genovese“, ruft er ihn über alle anderen Köpfe hinweg an, „Genovese, tu h a i l a f a c c i a s p o r c a ! Genueser, dein Gesicht ist schmutzig! Zwei Schritte vom Meer entfernt, kannst du dich doch nicht waschen?“

Wir können uns die Bestürzung des Unseligen vorstellen. Alle Blicke richten sich natürlich auf ihn. P. Pio aber läßt nicht locker:

„Dein Boot ist fest“, sagt er, „aber niemand lenkt das Steuer“.

Selbstverständlich endet alles im Beichtstuhl.

Manchen Pilgern verweigert er die Hostie. Sie können drei, fünf, zehn Mal an der Kommunionbank niederknien. Er geht an ihnen vorbei. Einem Mann, der ihm in die Sakristei folgt, sagt er:

„Geh fort, heirate die Frau, mit der du zusammenlebst, und dann komme zurück!“

Ein Omnibuschauffeur erzählt jedem, der es hören will, seine „Beichte“ bei P. Pio. In Wirklichkeit hatte er gar nicht die Absicht gehabt, zu beichten. Er war dabei, im Hintergrund der Sakristei auf seine Gruppe zu warten, als der Vater ihm ein Zeichen gab:

„Und du, figliuolo, du erbittest nicht einmal meinen Segen?“
Linkisch kniete der Chauffeur nieder:

„Nun, was hast du getan?“

Der Chauffeur, ein wackerer Mann, hatte ein reines Gewissen.

„Nichts, Pater, ich habe erst unlängst gebeichtet und bin mit diesen Herren in Monte Gargano zur Messe gewesen.“

„Und dann?“

„Wir haben religiöse Gegenstände gekauft . . .“

„Nicht die heiligen Bilder haben dich zum Lästern verleitet, sondern jene Dinge, die ihr gegessen habt.“

Der Chauffeur war erschlagen. In Monte Carlo hatte er seinen Fahrgästen die örtliche Spezialität zum Kosten vorsetzen wollen, eine Art von Knusperbiskuit, und da er nicht genügend davon gefunden hatte, war ihm ein Fluch entwischt.

Unbarmherzig fuhr P. Pio fort:

„Und dann hast du den braven Fuhrmann auf der Straße mit Schmähungen überhäuft, weil er nicht rechts fuhr. Stimmt es?“

Der arme Mann wußte nicht, wohin er sich verkriechen sollte. P. Pio „hatte alles gesehen“.

Er kann es nicht ertragen, daß man ein gegebenes Wort nicht hält! Eines schönen Tages wollten ihm zwei frisch angekommene Mädchen wie sovieler andere die Hand küssen. P. Pio kreuzte die Hände auf dem Rücken.

„Und?!“ sagte er, „was habt ihr eurem Papa versprochen?“

Die Mädchen wurden feuerrot. Tatsächlich hatten sie ihrem Vater, einem Ingenieur, die Erlaubnis, P. Pio aufzusuchen, nur unter einer Bedingung abgepreßt: unter der Bedingung, „daß sie seine mit Wunden tuberkulösen Ursprungs bedeckten Hände nicht berühren würden“. Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß dieser Zwischenfall Sensation in der Familie erregte und im Schlepptau der Kinder auch den Vater zu P. Pio führte.

P. Pio geht mit seinen geistlichen Söhnen nicht gerade sanft um. Und beklagen sie sich manchmal ganz leise über so große Strenge, so erwidert er lächelnd:

„Zuckerbrot und Peitsche gibt gute Kinder.“

Dies besagt jedoch nicht, daß P. Pio unvernünftige Strenge begünstigt. Einer Person, die zu allzu strengen Bußübungen

neigte, sagte er eines Tages: „Vorsicht, meine Tochter! Mißhandelst du deinen „Bruder Esel“ zu sehr, wer soll dich dann tragen? Das bringt dich nicht voran, wenn du ihn tötest . . . Man muß ihn bändigen, jedoch nicht allzu gewaltsam . . .“ Unaufhörlich predigte er Vorsicht.

„Ich erlaube euch nur ein Übermaß“, sagte er, „und zwar in der heiligen Liebe“. Hier gibt es keine Grenzen und auch nicht die Gefahr, daß man über das rechte Maß hinausschießt. Denn „die Liebe ist die Königin aller Tugenden. Wie bei einem Halsband ein einziger Faden alle Perlen hält, so verbindet im geistlichen Leben die Liebe alle Tugenden. Reißt der Faden, so verstreuen sich die Perlen, und wo es keine Liebe gibt, zerstreuen sich die Tugenden und verkümmern.“

Jedermann in San Giovanni Rotondo weiß, daß es bei P. Pio keinerlei Ansehen der Person gibt. Titel, Ehren, Ehrenämter, Wappen und Stammbäume haben in seinen Augen keinerlei Wert vor dem heiligen Gericht, das die Seelen entkleidet. Zieht er jemanden vor, so die großen Sünder. Und oft sind bei ihm die Ersten die Letzten.

Hierzu erzählt man sich in San Giovanni Rotondo eine nette Geschichte:

Große Aufregung im Örtchen. Man kündigt die Ankunft eines jener entthronten Monarchen an, von denen Europa seit einiger Zeit wimmelt. Die guten Leutchen begleiten ihn bis zur Kirche. Selbstverständlich will der Monarch P. Pio sehen.

Dieser hat aber keine Lust, sich stören zu lassen. Es sieht nicht so aus, als ob er es eilig hätte. Den Leuten, die ihn etwas aufgeregt um eine Erklärung ersuchen, antwortet er ganz einfach:

„Giovannino ist an der Reihe.“

Und Giovannino, der Schornsteinfeger, hat den Vorrang vor dem Monarchen.

Verärgert kürzt dieser die Begegnung ab und flüchtet vor dem Beichtstuhl.

„Padre“, fragt ihn nach der Abfahrt dieses Besuchers einer seiner geistlichen Söhne, „wie konnten Sie ihm diese Demütigung zufügen?“

„Was für eine Demütigung?“ erwidert der Pater. „Das Anrecht auf eine Krone macht eine Seele noch lange nicht schöner! Giovannino ist äußerlich schwarz, drinnen aber weiß, während der andere, äußerlich weiß, eine völlig schwarze Seele hat . . .“

Und er fügte hinzu: „Vor Gottes Gericht gibt es keinerlei

Vorrang. Und gibt es jemanden, der größere Rechte hat, so ist dies der verlorene Sohn . . ."

Natürlich unter der Bedingung, daß er sich als solcher bekennt und spricht: „Ich habe gesündigt.“ Und welche Wunder an Strategie entfaltet die stets auf der Lauer liegende Barmherzigkeit, um ihn zu diesem Geständnis zu bringen. Durch welche Steppen und Wüsten jagt der himmlische Hetzhund sein Wild! Und da ist er nun endlich, der verlorene Sohn, keuchend, atemlos, und bricht am Gitter des Beichtstuhls zusammen. P. Pio erwartet ihn mit weit offenen Armen und spricht:

„Die Barmherzigkeit Gottes, mein Sohn, übersteigt unendlich alle deine Bosheit.“

Und schon röten sich seine geweihten Hände vom Blut seines Gottes, der bereit ist, jede erkannte und bekannte Befleckung abzuwaschen. Wie Ars, so ist auch San Giovanni Rotondo eine Schmiede der großen Heimkehrer, der großen Bekehrungen. Die Freude, die auf den Gesichtern der Pilger erblüht, entspringt im Beichtstuhl aus Herzen, die sich mit Gott versöhnen ließen.

Die meisten, die von weither gekommen sind, behalten ihr Geheimnis für sich. Andere, von Freude überströmend, legen Zeugnis ab. Wir haben sie in der Umgebung der Kirche, auf der Straße und in den Herbergen gehört! Um ihren Worten mehr Gewicht zu verleihen, zeichnen sie sie schriftlich auf, hinterlassen ihren Namen und ihre Anschrift. „Für die Geschichte!“ sagt Alberto del Fante, der offizielle Chronist von San Giovanni Rotondo, der unter diesem Titel einen dicken Band mit ordnungsgemäß unterschriebenen Zeugnissen veröffentlicht hat. „Die Kirche mag damit anfangen, was ihr gut dünkt“, sagt der Autor voller Demut. „Unsere Pflicht ist, ihr Tatsachen mit den entsprechenden Beweisen zu unterbreiten. Wir greifen ihrem Urteil nicht vor, doch wäre es eine schwere Unterlassungssünde, würden wir sie nicht unterrichten.“

Alle, die über P. Pio geschrieben haben, plündern ohne Skrupel und Hinweise Alberto del Fante. Manche im Ausland erschienene Bücher sind bloße Umschreibungen dieses kostbaren Dokumentes. Ein Grund mehr, ihm unseren Dank abzustatten. Eine sorgfältige Umfrage bei P. Pios geistlichen Söhnen hat uns davon überzeugt, daß del Fante sich seiner Aufgabe völlig loyal entledigt. Läßt er es mitunter an kritischem Geist fehlen, indem er Zeugnisse von geringerem Wert aufnimmt, so spricht diese zu große Auswahl weniger gegen P. Pio, als vielmehr gegen

seine überspannten Bewunderer. In der Geschichte hat jede Wahrheit eine Franse von Legenden, die schwer zu ermitteln und den Dispositionen des „Empfängers“ zuzuschreiben sind. *Quid quid recipitur* . . . Siebt man vorsichtig durch, so finden wir jedoch zweifellos in dem Buch von Alberto del Fante, den zärtlichste Sohnesliebe inspiriert, Zeugnis aus erster Hand und erster Güte. Wir erwähnen einige, die zufällig herausgegriffen und an Ort und Stelle mündlich von den geistlichen Kindern P. Pios bestätigt worden sind. Um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, nenne ich als einzige gedruckte Quelle dieses Buch.

Er ist selbst eine schöne Trophäe P. Pios. Wie so viele andere, hatte er ihn zunächst in einer Reihe von giftigen Artikeln, die in *Italia Laica* erschienen waren, bekämpft. In diesen Artikeln behandelte er den stigmatisierten Kapuziner als „Mystifizierer“, als „Schwindler“ und als „Betrüger“, der „die Unwissenheit einer naiven und leichtgläubigen Menge mißbraucht“.

Die Antwort des Himmels ließ nicht auf sich warten in Gestalt einer Aufsehen erregenden und „unbestreitbaren“ Heilung eines Neffen, der mit dem Tode rang. Ohne sein Wissen hatte sie ein Freund kurzerhand von dem „Betrüger“ von San Giovanni Rotondo erbeten, und vierundzwanzig Stunden später war der junge Mann zum großen Erstaunen der Ärzte geheilt.

Beunruhigt und neugierig geworden, beschließt Alberto del Fante, den seltsamen Wundertäter an Ort und Stelle aufzusuchen. Um der Klarheit willen schreibt er Tag für Tag alle seine Eindrücke auf. „Mystifizierer oder Heiliger?“ fragt er sich sofort bei seiner Ankunft in San Giovanni Rotondo. Und als er ihn sieht, verspürt er ein heftiges Verlangen, sich mit ihm zu messen.

„Ich habe ohne Glauben, ohne Begeisterung, wie vor jedem anderen Priester, gebeichtet. Nur etwas machte mich betroffen. Dieser Mann k a n n t e m e i n e S ü n d e n. Auf den ersten Blick sagte er mir, ich gehöre „einer Gesellschaft an, die Gott anerkennt, jedoch seine Diener nicht liebt“. Nehmen wir an, meine Sprechweise habe ihn erraten lassen, daß ich Freimaurer bin! Ausführlich haben wir von der Philosophie gesprochen, die den Glauben durch das Gewissen ersetzt.“

Schließlich sagte ich zu ihm: „Ich habe mich stets bemüht, Pater, meine Handlungen auf das Gute auszurichten, und wenn mitunter das Tier über den Menschen triumphierte, so sagte mir mein Gewissen doch rasch: tu dies, tu das nicht . . . Ich war nie gläubig, doch hat mich dies nicht daran gehindert, ehrbar zu sein . . .“

„Ehrbar?“ entgegnete P. Pio, „ehrbär? Denke an dies oder das . . .“ Und er sagte mir Dinge, die er nicht kennen konnte.“

Es braucht Zeit, die Augiasställe zu reinigen! In seinem privaten Tagebuch verzeichnet Alberto del Fante schlicht die aufeinanderfolgenden Etappen seiner Bekehrung. „I c h h a b e g e - k ä m p f t u n d v o r W u t g e h e u l t . . .“ Schließlich aber ergab er sich. Und da er ein ganzer Kerl war, tat er es gründlich und für immer.

Bevor er abreiste, bat er den Pater, für seine junge, schwangere Frau zu beten.

„Gewiß, gewiß“, sagte P. Pio. „Gott hat gesagt: „Wachset und mehret euch!“ Er liebt den, der ins Leben ruft. Dio ama chi crea.¹

Und dann fragte er ihn gerade heraus: „Hat deine Frau aber Milch für das Baby?“

Bestürzt antwortete der Journalist: „Eben deshalb wollte ich um Ihre Fürbitte bitten!“

„Sie wird Milch haben“, sagte der Pater. „Es ist in der Ordnung, daß eine Mutter ihr Kind säugt, um so mehr als ihr die beiden anderen einer Amme übergeben habt!“

Mit seinem schwerfälligen und schwankenden Schritt ging er auf die Tür der Sakristei zu, während del Fante mit offenem Mund dastand. Wie konnte P. Pio diese Einzelheiten kennen? Jedenfalls ging seine Vorhersage buchstäblich in Erfüllung.

P. Pio versteht es also auch, mit den Intellektuellen zu reden, und die modernen Philosophen machen ihm nicht bange! Wir haben es hier mit einer nicht alltäglichen Seite der Fähigkeiten des schlichten Mönchs zu tun. Mehr als einmal stellt er sich im Beichtstuhl Einwänden, beseitigt Barrikaden, erledigt Streitfragen. Seine Gnadengaben schmolten nicht mit der Intelligenz. San Giovanni Rotondo ist durchaus keine Hochburg der Frömmen, wie man uns mitunter weismachen möchte, sondern dorthin strömen von allen Seiten Akademiker, Künstler, Schriftsteller, Philosophen und Intellektuelle, die auf der Suche nach dem Glauben sind.

Einer von ihnen, Feruccio Caponetti, ein aktiver und angesehener Materialist, schreibt:

„Auf dem Monte Gargano habe ich meinen Meister gefunden. Er empfing mich mit Freuden, hörte lächelnd meine Schwierigkeiten und meine Zweifel an. Dann zerstörte er mit schlichten Worten, die jedoch von unergründlicher Gedankentiefe waren,

¹ Das Wort *creare* hat in der italienischen Sprache eine engere und präzisere Bedeutung als „schöpfen“.

hintereinander alle Einwände, die in meinem Kopf wimmelten, schob nacheinander alle meine Argumente beiseite, entblöbte meine Seele. Und er zeigte mir die Lehre des Herrn und öffnete meine Geistesaugen: ich sah das Licht. Er rührte mein Herz: i c h g l a u b t e.“

Diese wenigen Zeilen, in denen tiefstes Erleben schwingt, zeigen wunderbar die Lösung des Dramas des Unglaubens. P. Pio weicht den Schwierigkeiten nicht mit charismatischen Zauber- kunststückchen aus. Gibt er schließlich dem rebellischen Intellektuellen zu verstehen, daß er in seinem Gewissen liest, so faßt er doch auch die Hindernisse, die seinen Verstand blockieren, mit bewundernswerter Geduld und größter Höflichkeit ins Auge.

Fände er in den Kreisen der Intellektuellen solchen Anklang, wenn es anders wäre?

Und dennoch sagte er einem Mann von der Universität eines Tages: „In den Büchern s u c h t m a n G o t t . I m G e b e t f i n d e t m a n i h n.“

Manche Geschehnisse, über die Alberto del Fante berichtet, zeigen uns P. Pio von einer wenig bekannten Seite: nicht in erster Linie als Wundertäter, sondern als unendlich zärtlich liebenden, hilfsbereiten und menschlicher „Vater der Seelen“.

Außerst streng gegenüber jeder Sünde „gegen das Leben und die Natur“, wacht er eifersüchtig über die Heiligkeit der christlichen Familie, und sehr zahlreich sind seine Interventionen zugunsten von Frauen im Kindbett und Kleinkindern. Diesbezüglich ist er in der ganzen Gegend gründlich bekannt. Alle Jungverheirateten erbitten seinen Segen. Alle Neugeborenen gehen durch seine Hände. Oft bittet man ihn, den Namen für das Kind zu wählen. Gern gefällig, entspricht P. Pio diesem Wunsche.

Eines Tages sucht ihn der Brigadier der Carabinieri in der Sakristei auf:

„Vater, meine Frau ist schwanger! Welchen Namen sollen wir dem Kind geben?“

„Nenne es Pio!“ sagt der Pater, der es eilig hat. Der Brigadier ist entzückt — eben das wünschte er —, doch eine Frage bleibt offen:

„Und wenn das Kind ein Mädchen ist?“

„Nenne es Pio. H o d e t t o : ich habe gesprochen!“ schneidet P. Pio in einem Ton ab, der keinen Widerspruch duldet.

Und das Kind war ein Knabe.

Zwei Jahre später pocht der Brigadier erneut an die Kloster- pforte.

„Padre, meine Frau erwartet ein Kind! Geben Sie ihm einen Namen.“

„Nenne es Francesco“, sagt P. Pio.

Schüchtern macht der Brigadier einen Einwand:

„Aber Padre, das hat einmal klappen können, man arbeitet aber nicht am Fließband, und es kann ein Mädchen sein.“

„Kleingläubiger!“ rief P. Pio.

Und das Kind war wiederum ein Junge.

So ist es nicht verwunderlich, daß der wackere Brigadier auf P. Pio schwört. Früher hatte er P. Pio verleumdet, dann aber war er, wie so viele andere, zu ihm gekommen.

Dieser nahm ihn sich sofort gründlich vor:

„Warum erzählst du alle diese Albernheiten über mich, wo du mich noch nie gesehen hast? Schau dich erst um und sprich dann!“

Erstarrt stammelte der Brigadier seine Entschuldigungen, schaute sich um und war gewonnen.

Eine bemerkenswerte Gestalt in der kleinen Welt P. Pios ist dieser wackere Brigadier! Mit einer heiklen Mission beauftragt, entledigte er sich ihrer mit Feuereifer. Einst suchten seine Vorgänger einen gewissen Francesco Forgione. Er bewachte P. Pio fest entschlossen, ihn nicht entführen zu lassen. Wenn er auch Brigadier ist, sein Lokalpatriotismus steht nicht hinter dem des braven Völkchens von Gargano zurück. Hat man schon einen Heiligen, so will man ihn auch behalten!

Natürlich liebt P. Pio die Kinder, und diese erwidern seine Liebe. Wie oft hat er den Tag ihrer Erstkommunion vorverlegen lassen! „Jesus muß vor dem Bösen in ihre kleinen Herzen einkehren“, sagt er gewöhnlich.

Mit feinen Antennen ausgestattet, „spüren“ die Kleinen, was den Erwachsenen oft entgeht: die Anziehungskraft Gottes in einem Herzen, das IHM weit offen steht, den — manchmal sinnlich wahrnehmbaren — Geruch der Heiligkeit. „Was riecht hier so gut?“, fragte ein dreijähriger Junge seinen Vater, der ihn P. Pio vorstellte. Und ein sechsjähriges Mädchen fand folgende hübsche Antwort: „Man könnte sagen, P. Pio lebt in den Blumen.“

Jedermann im Lande kennt das einzigartige Abenteuer der kleinen Gemma di Giorgi, die blind und ohne Augäpfel zur Welt kam. Nachdem sie am 18. Juni 1947 aus P. Pios Hand die heilige Kommunion erhalten hatte, konnte sie plötzlich sehen, ohne jedoch Augäpfel erhalten zu haben.

Dies wurde als Herausforderung an die Wissenschaft empfunden.

den. Vier Monate nach dem Wunder unterzog der berühmte Augenarzt von Perugia, Dr. Caramazza, das Kind einer eingehenden Untersuchung und stellte fest, daß es nicht sehen konnte.

Das Mädchen aber — das heute siebzehn Jahre alt ist — hat die Schule besucht und sieht auch heute noch ausgezeichnet. Es kommt oft mit seiner Großmutter nach San Giovanni Rotondo. P. Pio schüttelt mißbilligend den Kopf: „Zieht mich nicht in diese Geschichte hinein, liebe Leute! Nicht ich bin es, sondern die Madonna ist es.“

„Aber Sie mußten dies erbitten!“ erwiderte jemand mit gesundem Menschenverstand.

Nicht nur Leute aus weiter Ferne ernten die Gnaden der Madonna delle Grazie durch die Vermittlung von P. Pio, ihres getreuen Ritters! Jedermann hier kennt das Abenteuer des Dr. Francesco Ricciardi. Als aktiver Atheist hatte er jahrelang einen Verleumdungsfeldzug gegen die Religion und den stigmatisierten Kapuziner geführt. Und er, der Doctor, wohnte nahe genug, um zu sehen. Zwei Schritte vom Kloster entfernt, direkt in San Giovanni, in nächster Nähe dieses Herdes des Obskurantismus und dieser Fabrik von Schwindlern! Er versammelte die Honoratioren des Ortes, um ihnen den Kopf zurechtzusetzen. Er schwang das Banner der Wissenschaft, zerhieb die „frati“ so gründlich, daß er eine kraftvolle Opposition auf die Beine stellen konnte.

P. Pio litt und schwieg.

Schließlich, nach Jahren, kam die Stunde der Vergeltung. Gottes Freunde rächen sich auf ihre Weise, wie folgendes Beispiel zeigt:

Der Doktor wurde krank. Seine Kollegen stellten übereinstimmend Magenkrebs fest. Zu spät für eine Operation! Eines schönen Tages verbreitete sich die Nachricht, Dr. Ricciardi liege im Sterben.

Und man liebte ihn in der Gegend, wenn er auch ein Atheist war, denn er behandelte die Kranken umsonst und hatte ein edles Herz. Die Bauern eilten von allen Seiten herbei und begannen — auf offener Straße kniend — darum zu beten, er möge sich mit seinem Gott versöhnen.

Der Pfarrer, Don Giuseppe Principe, überwand sich und besuchte den Kranken.

„Ich will keine Priester!“ heulte dieser wutentbrannt. Und um seiner Weigerung noch mehr Nachdruck zu verleihen, warf er dem Pfarrer einen Pantoffel mitten ins Gesicht.

Durchaus nicht entmutigt, drängte Don Giuseppe weiter. „Lassen Sie mich in Ruhe!“ schrie der Kranke. „Nur P. Pio könnte mir die Beichte abnehmen. Aber ich habe ihn zu sehr beleidigt, und er kommt sicher nicht. Übrigens kann er sein Kloster nicht verlassen. So werde ich denn sterben wie ich gelebt habe. Schluß!“

Eiligst verständigte man P. Pio. Rasch begab er sich zur Kirche, holte die heiligen Öle, die Wegzehrung, und eilte humpelnd auf seinen durchbohrten Füßen zum Doktor. Zeugen haben mir die Szene berichtet. Der Schnee fiel in dichten Flocken auf die knien- den Scharen und auf den Pater, der ganz in seinen an sein Herz gedrückten Gott versunken war. Welches Zwiegespräch führten sie? Welcher Pakt wurde geschlossen? Kaum am Ziel, öffnete P. Pio seine Arme weit und lächelte, wie allein er zu lächeln vermag, mit einem Kinderlächeln. Der alte Ungläubige musterte ihn verdutzt. Dann aber leuchtete sein Gesicht auf: „Verzeihen Sie mir, P. Pio!“

Nachdem er gebeichtet, Verzeihung erlangt und die Sakramente erhalten hatte, hätte er ruhig sterben können. „Die Rache“ wäre so aber nicht schön genug gewesen, und auf P. Pios Bitten entschied Gott anders. Nach drei Tagen war der Arzt geheilt. Der Krebs verschwand, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Nachdem der alte Kämpfer äußerlich und innerlich ein neues Leben angefangen hatte, nahm er einen Frontwechsel vor und bekämpfte von nun an leidenschaftlich und verbissen die Gegner P. Pios. Wer in Apulien kennt nicht die schöne Geschichte von Dr. Ricciardi, seinen Taten, seinen Übertreibungen und seinem goldenen Herzen?

13. KAPITEL

Der Beruf des Wundertäters ist ein zweischneidiges Schwert — P. Pios schönste Wunder — „Danke Gott und nicht mir!“ — Ein tränengetränktes Taschentuch — Eine Operation ohne schmerzstillendes Mittel — „Die Seelen haben ihren Preis“ — Am Sterbett seiner Mutter ehrt P. Pio die Ärzte — Gebetsumwickelte Operationsmesser — Die himmlische Konkurrenz — Ein improvisiertes Feststellungsbüro

„Padre, o Padre, fatemi questa grazia! Sie können ja alles!“

P. Pio kehrt sich plötzlich zu der Frau um, die ihn bestürmt, und antwortet entrüstet:

„Mit anderen Worten sagst du mir, Weib, daß ich eine abgefeimte Kanaille bin. Wenn ich alles kann und das nicht tue, was ich kann, heißt das, ich bin una canaglia!“

Wir müssen zugeben, daß dies logisch ist! Von allen Seiten bestürmt, von Bitten erdrückt, wehrt sich P. Pio heftig gegen das Vermögen, das man ihm zuschreibt, Wunder zu vollbringen soviel ihm beliebt. Gewiß, Gott fällt es schwer, zu verweigern, um was ihn dieser Mann bittet, der mit den Wunden seines Sohnes gezeichnet ist. Aber diese Wunden bedeuten auch noch etwas ganz anderes: ein völliges „Fiat“ ohne das kleinste Rißchen, eine völlige Verschmelzung des Willens des Menschen mit dem unerforschlichen Willen seines Gottes.

Hilft Gott seinen Freunden, daß sie sich über die Naturgesetze hinwegsetzen können, so deswegen, weil dies in der Heilsökonomie seinem Willen entspricht. Das Wunder ist stets auf das Seelenheit ausgerichtet. Da es sich jedoch in die geschaffene Ordnung einfügt, ist es Nachahmungen ausgesetzt. Die Kirche weiß recht gut, wie sehr man sich vor den falschen Wundern vorsehen muß, deren sich der Fürst dieser Welt bedient, um die Menschen irrezuführen. Sie weiß es, weil der Herr sie gewarnt hat. Deshalb tritt sie den Wundertätern mit äußerster Zurückhaltung gegenüber. Die Gewalt, über die sie verfügen, ist nicht ihr eigener Besitz, und es gibt hinter den Kulissen der Geschichte einen gewissen Jemand, der sich eifrig bemüht, ihre Karten durcheinanderzumischen, wobei er englische Gewalt über die

Natur hat. Das Lösegeld der wahren Wunder ist der Schweif von Flecken, die sie trüben und entstellen. Meinen wir etwa „arglistige Anstifter“ interessieren sich nicht für die Seelenrettungen, deren Zeuge der schlichte Beichtstuhl von San Giovanni Rotondo ist? Wenn der böse Feind auf Bitten P. Pios, der seine Mitbrüder nicht belästigen wollte, seine nächtlichen Sarabanden unterbrechen und seine Taktik ändern mußte, so haben wir allen Grund zu der Annahme, daß er sich in anderen Punkten nicht schlagen lassen will.

Was ist einfacher, als dem stigmatisierten Kapuziner sinnlose und lächerliche Wunder zuzuschreiben, die auf seinem eigenen Mist gewachsen sind? Wagte es Satan, in Lourdes anzugreifen, wie viel mehr dann in San Giovanni Rotondo? Nur schwer kann man anders den skandalösen Ruf erklären, der in manchen Kreisen die so lautere Gestalt P. Pios umgibt, die albernen Wunder, die man ihm zuschreibt und von denen manche Bücher geradezu gespickt sind. Das überaus große Mißtrauen des Klerus gegen diesen Priester, der von seinem Amt verzehrt wird, Gefangener des Beichtstuhls und Beute der Seelen ist, wurzelt anscheinend in diesen niederträchtigen Unterschiebungen. Wir haben zu Beginn dieses Buches unsere eigenen Bedenken nicht verhehlt.

Der „Beruf“ eines Wundertäters ist ein zweischneidiges Schwert, und P. Pio weiß es! So kämpft er schärfstens gegen jede allzu naive Begeisterung. Hinge es von ihm ab, so täuschten sich diejenigen, die Gegenstand eines Wunders sind, nicht in der Adresse! „Liebe Leute! Nicht mir, sondern Gott müßt ihr danken!“ Die von Alberto del Fante gesammelten Zeugnisse wimmeln von diesen „Richtigstellungen“:

„Gott hat dir diese Gnade erwiesen. Danke Gott und nicht mir!“

„Laßt uns zur Madonna delle Grazie beten. Sie wird dir die Heilung erlangen!“

„Die Modonna hat dich geheilt, und ich habe nichts damit zu tun!“

Jemandem, der ihn um ein Wunder bat — und dessen auch gewürdigt wurde —, schnitt P. Pio gleich das Wort ab:

„Die Menschen vermögen nichts, mein Sohn.“

Dann wies er mit dem Finger zum Himmel: „Solo Quello lassù. Nur DER da droben! Beharre im Gebet. Auch ich werde für dich beten...“

Und hier haben wir den Schlüssel zu seinen Wundern: Er betet. Und wie sollte Gott dem etwas verweigern, der ihm nichts verweigert?

So wollen wir P. Pio wieder in seine menschliche Wirklichkeit hineinstellen. Sie ist viel ergreifender als das Übermenschens-klima, mit dem ihn manche naive Bewunderer ausstaffieren!

P. Pio betet und leidet. Für alles andere läßt er zärtlich liebend den Herrn sorgen.

Man erbittet eine Gnade von ihm. „Jawohl, mein Kind, ich werde für dich beten.“

Und oft ist die Frucht dieses Gebets ein Wunder. Manche Seelen sind so veranlagt, daß sie einen rüstigen Leib brauchen, der sie ins Schlepptau nimmt. Und erbittet P. Pio die leibliche Gesundheit, so vertritt er die Belange der Seelen.

In anderen Fällen liegt das Wunder nicht im Rahmen der Vorsehung. P. Pio besteht nicht darauf. Steht er nicht im Dienst der höchsten Liebe? Stets erlangt er, wenn sich die Seele nicht sträubt, die „heilige Hingabe“, die besser ist als alle aufsehen-erregenden Wunder.

So kommt niemand umsonst nach San Giovanni Rotondo. Genau so sicher ist jedoch, daß sich P. Pios schönste Wunder allen Nachforschungen entziehen. Wir wissen, daß eine gewisse Schamhaftigkeit oft das Geständnis verhindert, so als ob eine schriftliche Bekundung das Geheimnis des Königs verletzen könnte. Eine gewisse Person, die P. Pio „umgedreht“ hat, hat mir kurzerhand die Veröffentlichung eines Berichtes über ihre Bekehrung verboten. „Sparen wir dies für den Tag des Herrn auf, der alle Dinge offenbaren wird“, sagte sie mir. Ja, wir sind arme Schlucker und müssen uns darauf beschränken, die Brosamen aufzulesen, die von des Königs Tisch fallen. Wir wollen jedoch offen und ehrlich sein und dies unseren Lesern gestehen.

P. Leo, der zwischen 1903 und 1908 Mitschüler P. Pios im Scholastikat war, erzählt folgendes:

„Beim Beten weinte P. Pio stets still und so stark, daß seine Tränen Spuren auf den Fliesen des Chors hinterließen. Wir Jungen spotteten über ihn. Hierauf nahm er die Gewohnheit an, vor sich auf dem Boden ein großes Taschentuch auszubreiten, wenn er zum Gebet niederkniete. Nach dem Gebet hob er das Taschentuch auf, das völlig durchnäßt war. Man hätte es auswinden können!“

Seitdem hat diese Gabe der Tränen — die die Kirche in besonderen Gebeten erleht — nie dem Apostel von San Giovanni Rotondo gefehlt.

Wir haben ihn seufzend am Altar gesehen. Dicke Tränen überströmen seine Wangen und fallen auf das Altartuch und die

Altarbekleidung. Im Beichtstuhl hält er stets das karierte Taschentuch in der Hand, und auch in diesen Tagen glühender Hitze trocknet er nicht nur Schweißtropfen mit ihm ab.

Wir haben ihn mit verzogenem Gesicht, keuchend, erledigt gesehen. Er konnte einfach nicht mehr angesichts dieser Flut von Schlamm, die ihn umbrandete. Wiederholt bat er, vom Ekel erfaßt, um Gnade: „Basta per oggi — genug für heute!“

Nach manchen besonders mühseligen Beichten werden seine Seufzer am Altar noch herzerreißender, und seine Tränen fallen noch dichter.

Große Sünder haben erlebt, daß er sie „mit in Schweiß gebadeter Stirn“ empfing, und dies mitten im Winter bei strenger Kälte.

Über was, über wen weint P. Pio?

Ein Heiliger hat einmal gesagt, wir stürben vor Ekel, könnten wir unsere Sünden sehen. Wir armseligen Menschlein haben uns an sie gewöhnt. Ihr Anblick berührt uns kaum, und wir leben gut mit dem Schmutz und Schlamm zusammen.

Aber es gibt mitten unter uns Menschen, die sich nicht damit abfinden und nicht mit dem Bösen paktieren. P. Pio gehört zu ihnen; und dies ist die Ursache seiner Tränen.

Er weint über den Sünder, der die Sünde seiner kostbaren Seele vorzieht. Er weint über Gottes Blut, das für so viele Unselige vergeblich vergossen wird. Er weint über die entweihte Schöpfung und über das Scheitern der Gnade. Er weint, weil auch Christus geweint hat.

Deshalb feilscht er nicht mit Gott! Die Seelen haben ihren Preis. Er weiß es. Und zu jedem Augenblick am Tage und in der Nacht ist er bereit, den Preis zu bezahlen. In voller Seelenreife, auf der Stufe heiliger Selbstbeherrschung angelangt, die ein vollkommenes Gleichgewicht schenkt, könnte uns P. Pio mit seinem Lächeln und seiner fröhlichen Miene leicht irreführen. Lassen wir uns nicht täuschen: wir haben es hier mit dem gleichen Menschen zu tun, der einst verlangte, daß man ihn ohne schmerzstillendes Mittel operiert.

Wir wollen kurz davon berichten. Es war 1925, und es handelte sich um einen recht unangenehmen Bruch mit Verwachsungen. Dr. Festa — der uns diese Geschichte berichtete — hatte dem Pater vorgeschlagen, wenigstens ein ordentliches Glas „Benediktiner“ zu trinken.

P. Pio sagte aber lächelnd: „Kapuziner und Benediktiner sollten sich eigentlich nicht miteinander herumbalgen.“

Die Operation dauerte länger als vorgesehen war. P. Pio schaute auf das Kruzifix. Dicke Tränen rannen über seine Wangen. Zu einem gewissen Zeitpunkt konnte er sich nicht mehr beherrschen und sagte zu den Ärzten: „Per carità, macht schnell! Ich kann nicht mehr!“

Sofort faßte er sich jedoch wieder und schaute erneut auf das Kruzifix:

„Verzeih mir, o mein Gott“, sagte er demütig. „Noch nie habe ich dir etwas dargebracht, was sich lohnte. Und nun, wo du mir diese unbedeutende Gelegenheit dazu gibst, beklage ich mich grundlos! Mein Gott, verzeih' mir...“

Als die Ärzte fort waren, gab P. Pio einem Mitbruder ein Zeichen. Dieser neigte sich über ihn und hörte, von einer Stimme gemurmelt, die nur noch ein Hauch war, folgende Frage:

„Glauben Sie, daß der Herr mein Opfer zugunsten von X. angenommen hat?“

Die Wunder kommen anderen zugute. Für sich beansprucht er das Kreuz. Als man ihn eines Tages aufforderte, darum zu beten, der Herr möge ihm eine schwere Heimsuchung ersparen, protestierte P. Pio:

„Davor werde ich mich gründlich hüten!“

Die Einwohner von San Giovanni Rotondo erinnern sich recht gut des Todes seiner Mutter Anfang Januar 1930, also kaum zwei Monate nach der wunderbaren Heilung des ungläubigen Dr. Ricciardi.

Die alte Frau war von Miß Mary Pyle aufgenommen worden, die auch mit zärtlichster Hingabe P. Pios Vater bis zu seinem Tod (im Jahre 1947) pflegte.

Nie hatte Donna Giuseppa ihr bäuerliches Gewand mit dem weichen Mantel vertauschen wollen, den ihr die Gastgeberin aus vollem Herzen anbot!

Weihnachten, während der von ihrem Sohn zelebrierten Miternachtsmesse, erkältete sie sich. Von einer Lungenentzündung befallen, stand sie bald am Rande des Grabes.

P. Pio kam an ihr Krankenbett, bereitete sie auf die große Reise vor, und versorgte sie in der zärtlichsten Weise. Blut floß die Finger entlang, die der Kranken ein Getränk oder eine Arznei reichten.

Ein Arzt sprach ihn an: „Nanu, Pater, wollen Sie Gott nicht um die Heilung Ihrer Mutter bitten?“

Er hob die Augen zum Himmel empor, schwieg einen Augenblick und sagte dann ganz leise:

„Gottes Wille geschehe!“

Als Gott sie dann zu sich rief, war sein Schmerz ergreifend. „Er jammerte wie ein Kind“, hat man mir berichtet, „und rief ununterbrochen: 'Mamma, Mamma mia!'“

Manche Freigeister nahmen auch an diesem Schmerz Anstoß. Wie kann dieser Mann, der seit zehn Jahren unaufhörlich ein wahres Martyrium an Leib und Seele erleidet, solchen Schmerz bekunden? Der Bürgermeister von San Giovanni Rotondo, Franco Morcaldi, erklärte ihm:

„Nanu, Pater, haben Sie uns nicht selbst beigebracht, daß der Schmerz nur ein Ausdruck der Liebe sein soll, und daß wir ihn Gott darbringen sollen? Warum weinen Sie denn dann in so herzerreißender Weise?“

P. Pio wurde „plötzlich sehr ernst“ und erwiderte:

„Das sind Tränen der Liebe und nur der Liebe.“

Das wackere Völkchen vom Monte Gargona hatte nicht vergessen, wie der gleiche P. Pio einige Wochen vorher die Heilung und die Bekehrung des ungläubigen Doktors erlangt hatte! Die Beerdigung der schlichten Bäuerin wurde daher zu einem ergreifenden Volksentscheid der Herzen.

Nein, P. Pio zieht keinen Nutzen aus seinen Gaben als Wundertäter, und die Ärzte brauchen ihm nicht böse zu sein!

Durchblättert man die Zeugnisse, die Alberto del Fante gesammelt hat, so ist man betroffen, mit welchem Nachdruck er die Kranken immer wieder an die Ärzte verweist. Sein gesunder Bauernverstand läßt ihn die Stufenleiter der Warte einhalten: zunächst die natürlichen Hilfsmittel, dann aber, na ja, dann sieht man, was der Herr will.

Schon 1916 lesen wir in einem seiner Briefe:

„Der Herr will, daß wir, was das Klima anbelangt, so gut wie möglich die Ratschläge der Ärzte befolgen. Tun Sie das, und Sie können gewiß sein, daß diese sich nicht irren. Übrigens sagt selbst die Heilige Schrift, daß man aus Liebe zu Gott den Arzt ehren soll.“

In manchen Fällen schreibt man ihm Wunder zu, bei denen die Jünger Äskulaps die letzte Hand angelegt haben. Da haben wir zum Beispiel Graziella, ein junges Mädchen, das von Geburt auf blind ist. P. Pio sagt ihm: „Laß dich operieren.“ Man operiert es, und es sieht . . . Ein Wunder P. Pios! Wir ziehen die schlichte Wahrheit vor. Das mit Gebeten umwickelte Operationsmesser, eine Operation, die gelingt. Welcher gläubige Chirurg würde die Gebete eines Heiligen in einem solchen Augen-

blick ablehnen? Jawohl, aber „hilf dir selbst, so hilft dir Gott“. Niemand ist weniger „quietistisch“ als P. Pio.

Wie oft unterbreitet man ihm derartige Fälle! Der Kranke hat nur eine Chance: sich operieren zu lassen. Die Operation ist jedoch schwierig, die Ärzte lassen wenig Hoffnung. Was tun?

Unweigerlich kommt immer die gleiche Antwort: „Lassen Sie sich operieren: ich werde beten“.¹

Es ist nicht erstaunlich, daß P. Pio gerade in ärztlichen Kreisen so viele treue Freunde hat.

Mit seiner unverblühten Redeweise hat er ein einziges Mal und in einem ganz bestimmten Fall und aus wohlverdientem Anlaß heraus, sich einen Scherz erlaubt:

„Vor allem, sag es deinem Arzt nicht“, sagte er zu einer plötzlich geheilten Frau. „Er könnte einen Rückfall auslösen.“

In einem einzigen Punkt ist P. Pio unerbittlich: wenn es sich darum handelt, das Kind zu opfern, oder auch nur die Möglichkeit, Kinder zu bekommen. Seine schönsten Wunder sind zugunsten der Mutterschaft erfolgt. Denken wir an die ergreifende Geschichte von Giovanni oder die von Frau Abresch, der er die Operation ausdrücklich verbot: „Niente ferri.“

Welcher gläubige Arzt könnte es ihm übel nehmen, wenn er daran erinnert, daß es einen gibt, der größer ist als die Ärzte?

Was die ungläubigen Ärzte anbelangt, so brauchen sie nur wie der Apostel Thomas „die Zeichen“ zu überprüfen. Ist die Medizin am Ende ihres Lateins, dann, so meint P. Pio, kann sich die himmlische Konkurrenz einschalten. Dann vor allem erbittet und erlangt er überraschende Heilungen. Alberto del Fante hat in seinem Buch siebenundvierzig von den Nutznießern dieser Wunder ordnungsgemäß dargelegte Fälle zusammengefaßt und durch ärztliche Zeugnisse — die mitunter durchaus nicht besonders höflich sind — belegt. Dieses von einem großherzigen Mann improvisierte Feststellungsbüro wird eines Tages von großer Bedeutung für P. Pios Geschichte sein.

Die Beweisstücke, die er uns gibt, sind um so kostbarer, als die meisten Unterzeichner noch leben und es daher leicht ist, die Echtheit ihrer Aussage nachzuprüfen. Bisher aber hat es, soweit ich informiert bin, weder Widerrufe noch Dementis gegeben, obwohl das Buch bereits in achter Auflage erschienen ist.

¹ In manchen Fällen fordert er lediglich einen Aufschub der Operation, „Zeit zum Beten“, sagt er. Da er die Zeit geschaffen hat, achtet auch Gott sie, und mancher Aufschub kann sowohl der Natur als auch der Vorsehung dienen.

Sind auch vom ärztlichen Standpunkt aus nicht alle diese Fälle gleich interessant, so finden sich darunter doch solche, die mit den schönsten Heilungen von Lourdes wetteifern können. Natürlich, würde P. Pio, sagen, wirkt sie denn nicht ein und dieselbe Madonna? Aber man muß ihr auch die Gelegenheit dazu geben, würden wir sagen, durch die Bereitwilligkeit, die Gnade zu empfangen, die die höchste Liebe schenkt. Die Heiligen fangen Strahlen auf, die unsere Lauheit erlösen läßt, sagte Unsere Liebe Frau zu Cathérine Labouré, wobei sie ihr ihre Hände zeigte, die voller Gnaden sind, die niemand erbittet oder zu erbitten versteht. P. Pio würde zweifellos diesen Vorwurf nicht verdienen. Er gehört dem Geschlecht derer an, die dem Himmel Gewalt antun, und die das Evangelium preist. Die Liste seiner Wunder darf uns nicht vergessen lassen, daß er sie nur im Gebet und im Leiden von Gott erbittet.

Den Leser, der sich für Einzelheiten interessiert, verweisen wir auf das Buch von Alberto del Fante. Krebs, spinale Kinderlähmung, Hirnhautentzündung, Nieren- und Lungentuberkulose, Typhus, Kinderlähmung, Angina pectoris, Ziegenpeter nebst vielen anderen Krankheiten mit barbarischen oder gelehrten Namen bilden den roten Faden voller Schmerzen und Leiden, der sich durch diese Zeugnisse hindurchzieht. Man hat mir in San Giovanni Rotondo immer wieder versichert, daß viele Menschen, die durch ein Wunder geheilt worden sind, ihr Geheimnis aus mancherlei mehr oder weniger einleuchtenden Gründen für sich behalten. Manche legen Wert darauf, ungenannt zu bleiben. Andere, sagen wir es frei heraus, schweigen aus Scheu vor dem Urteil der Welt. P. Pio hat noch viele Gegner. Wie Nikodemus Jesus zur Nachtzeit aufsuchte, so kommen viele Bittsteller ebenfalls im Schutze der Nacht zu P. Pio, weil sie befürchten, sich sonst „bloßzustellen“.

14. KAPITEL

Ein verschlungener Mensch — P. Pio im Gemeinschaftsleben — Sein Humor — Sprüche, die hinters Licht führen — „Mein liebes Pietrelcina!“ Angriffe von Journalisten und Filmleuten — Fra Gerardo braucht Gewalt — Pitigrilli und ein Händler aus Genua — „Der Mensch ohne Gott ist ein verstümmeltes Wesen“ — Eine Nachlässigkeit, die den Herrn verletzt — „Das nächstmal erhältst du eine schallende Ohrfeige“ — Ein Fasten, bei dem man zunimmt — Überraschungen für einen verkleideten Dominikanerpater — Ein Bischof, der umkehrt — „P. Pio ist wahrhaft ein Mann Gottes“

Im Jahre 1919 schrieb P. Pio seinem Freund und Meister Don Caccavo:

„Gesundheitlich geht es mir gut, doch bin ich mit Arbeit überlastet, denn ich nehme den ganzen Tag über und häufig auch noch nachts Hunderten und manchmal Tausenden von Personen die Beichte ab. Ich habe nicht einen Augenblick für mich, doch hilft mir Gott wirksam bei meinem Priesteramt.“

Seit achtunddreißig Jahren hat sich weder dieses Programm, noch dieses aufreibende Leben ohne Rast und Ruhe geändert. P. Pio ist regelrecht ein Gefangener des Beichtstuhls.

Das hindert ihn jedoch nicht, das Leben der Gemeinschaft „in vorbildlicher Weise“ — sagen seine Oberen — zu teilen. Erlauben ihm seine wunden Füße nicht, das Offizium im Chor mitzumachen, so holt er dies reichlich dadurch auf, daß er die Zahl der Gebetsstunden erhöht. Als erster steht er auf (gegen halb vier in der Nacht), und als letzter verläßt er die Kirche. Bei schwerwiegenden und dringenden Fällen verbringt er ganze Nächte im Gebet.

Seine Wunden verursachen ihm entsetzliche Schmerzen. Wird sein Schritt schwerfälliger und unsicherer, so nimmt er die mitleidigen Blicke lächelnd auf. Einem Mitbruder aber gestand er: „Manchmal möchte ich wirklich gern auf den Händen laufen können. Das wäre wenigstens eine Abwechslung für mich.“

Immer guter Laune, unterhält er seine Mitbrüder während der Erholungsstunden mit tausend Anekdoten, witzigen Einfällen und selbst aufsehenerregenden „Leistungen“ wie dem „Nieswettbewerb“, den der heilige Philipp von Neri, der „Possenreißer

Gottes", sicherlich nicht mißbilligt hätte, und der die Patres, die „mit von der Partie waren“, zu tollem Lachen brachte.

Auf neugierige Fragen antwortet P. Pio schlagfertig mit echt neapolitanischem Schwung, der seine Gesprächspartner offenen Mundes stehen läßt.

„Warum sind Sie zu den Kapuzinern gegangen?“ fragte eine gar zu neugierige Person.

„Weil ich die bärtigen Mönche liebe“, erwiderte P. Pio.

Er weicht den Kleinigkeitskrämern mit vollender Meisterschaft aus und haßt nichts mehr, als mit einem Wahrsager verwechselt zu werden. Wer mit profanen Absichten nach San Giovanni Rotondo kommt, kommt nie auf seine Rechnung. Manchmal scheut sich P. Pio nicht, den Dummkopf zu spielen:

„Was schreiben Sie mir denn da auf lateinisch?“ fragt er einen gelehrten „Forscher“. Wissen Sie denn nicht, daß wir hier italienisch und sogar neapolitanisch reden?“

Der Inquisitor ging völlig verduzt weg.

Dafür schrieb P. Pio einem französischen Priester, dem Abbé Benoit aus Lille, der sich mit einer schwerwiegenden Frage der Moraltheologie herumschlug, die er niemanden zu unterbreiten wagte, die lateinische Antwort auf eine weiße Seite seines Breviers, und zwar zu dessen größten Bestürzung und höchsten Verwunderung, denn, so erklärte er, „Gott allein hat ihn über meine Zweifel und die Art ihrer Lösung unterrichten können.“

P. Pio liebt seine Mundart und spricht sie gern mit seinen Landsleuten. Eine seiner geistlichen Töchter, die aus Pietrelcina stammt, hat mir berichtet, eines Nachts habe sie „geträumt“, der Pater habe sie ordentlich angeschnauzt. Sie beeilte sich, nach San Giovanni Rotondo hinaufzugehen und fragte naïv:

„Waren Sie das wirklich, Pater?“

„Und wer soll es denn sonst gewesen sein?“ fragte P. Pio grob. „T'aggio fatta' na bona scopugliatta? — Habe ich dir eine ordentliche Tracht Prügel verpaßt?“

Als er noch sehr jung war, hatte er vorhergesagt, in seinem „lieben Pietrelcina“ werde ein Kloster errichtet. Schon seit einigen Jahren besteht nun dieses Kloster dank einer Gabe von Miß Mary Pyle, und zwar an der Stelle, die P. Pio einst gezeigt hatte. Die „bärtigen Mönche“ durchziehen das Land mit ihrer Botschaft der Liebe und des Friedens. P. Pio kann sich nicht dorthin begeben, doch pocht sein Herz bei jeder Nachricht, die er aus dem Ort erhält, in dem er das Licht der Welt erblickt

hat. Als die Architekten, denen der Wassermangel großen Kummer bereitete, P. Pio die Pläne von Pietrelcina vorlegten, zeigte er, ohne zu zögern, mit dem Finger auf die Stelle, wo man graben sollte. Man sprach von einem Wunder, doch geht diese Leistung im Grunde nicht über das Können eines guten Quellensuchers hinaus. Auch aus der Ferne kennt P. Pio jeden Zollbreit des Geländes und konnte sich eventuell früherer Eingebungen oder Erfahrungen bedienen.

Jedenfalls gibt es dank ihm Wasser in Pietrelcina, und zur Zeit der Trockenheit versiegt allein der Klosterbrunnen nicht.

Kommt ab und zu einer der Freunde P. Pios und berichtet ihm von Pietrelcina, so hört er begierig zu, seine Augen füllen sich mit Tränen, und er ruft mit einem schweren Seufzer aus:

„O mia cara Pietrelcina!“

Dieser so menschliche Herzensschrei bringt ihn uns nahe und gewinnt ihm unsere Herzen. Die Liebe zu Gott reißt keine Wurzeln aus, und in des Vaters Reich gibt es keine heimatlose Heilige, keine Heilige ohne Fleisch und Blut.

Selbst seine Bonmots riechen nach Erde. Eines Tages brachte ein jammernder Vater seine Tochter im letzten Stadium der Tuberkulose zu ihm. Kaum hatte er mit ihr die Sakristei betreten, da kehrte sich P. Pio zu ihr um und sagte:

„Maria Pennisi, du willst krank sein? Du täuschst dich, meine Tochter. Du bist besser auf dem Posten als ich.“ Und er legte ihr eine Hand auf die Schulter.

Bestürzt und entzückt stammelte Herr Pennisi einige unverständliche Worte.

„Schon gut, schon gut“, lächelte der Pater. „Ci penso io — ich übernehme das.“

Bereits am nächsten Tag war das junge Mädchen geheilt.

Mit seinem Vater suchte es P. Pio auf, um ihm zu danken und sich zu verabschieden.

„Aber nein!“ sagte er, „du mußt noch acht Tage länger hier bleiben. Vergiß nicht: das Auge des Herrn macht das Pferd fett: l'occhio del padrone ingrassa il cavallo.“

Dachte er an die leibliche Gesundheit des jungen Mädchens oder an seine Seele? Zweifellos hat bei P. Pio die Seele den Vorrang.

Wehe den Neugierigen und den ... Journalisten! Mit unfehlbarem Riecher enthüllt P. Pio ihre selbstsüchtigen Absichten und sorgt im Handumdrehen dafür, daß sie ihre Siebensachen wieder packen.

„Diese lange Reise, um mich zu sehen?“ sagte er zu Orio Vergani, dem Reporter des *Corriere della Sera*. „Das war der Mühe wert! Habt ihr nicht auch in Mailand Gebetbücher? Gott segne Sie! Ein Ave Maria ist mehr wert als diese ganze Reise, mein Sohn . . .“

Und die Eindringlinge und die Aufdringlichen! Wir sind ihnen schon zu Beginn dieses Buches begegnet. Die Leibwache P. Pios bildet ein dichtes und immer undurchlässigeres „Filter“. Dennoch gibt es noch immer Leute, die durchsickern“, vor allem die Filmleute. Kurz vor meiner Ankunft in San Giovanni Rotondo versuchten einige Amerikaner ihr Heil. Der Bruder Sakristan versuchte, ihnen mit aller Sanftmut beizubringen, daß P. Pio kein Hollywood-Star ist. Da diese Leute aber offensichtlich nicht begreifen wollten, mußte er Gewalt anwenden, und diese Sprache wird offenbar überall verstanden.

An manchen Tagen erinnert San Giovanni Rotondo an den Turm von Babel und macht den Kapuzinerpatern viel zu schaffen. Sie haben nicht die Sprachengabe . . ., und wie sollen sie sich allen diesen Ausländern verständlich machen? P. Antonio macht sich diesbezüglich keinen Kummer. Er war jedoch höchst überrascht, als er eines Tages die verwirrte Miene eines Franzosen sah, dem er nachdrücklichst wiederholte: „Vous pouvez prouver de nouveau dans le poméris . . . dans le poméris“, was keinerlei Sinn ergab.

Es war, wie sich herausstellte, die französierte Form des italienischen Satzes: „Può provare di nuovo nel pomeriggio, — versuchen Sie es eben nachmittags nochmals . . .“

Als Pitigrilli incognito nach San Giovanni Rotondo kam und unter die Pilger gemischt P. Pio anstarrte, sagte dieser, ihn ansehend:

„Es weilt heute ein sehr großer Sünder unter uns.“

Diese Worte beeindruckten den glänzenden Schriftsteller so stark, daß er, „wie ein Handschuh umgedreht“, sich als guter verlorener Sohn wacker auf den Heimweg machte, der ihn ins Vaterhaus zurückführte.

In seinem autobiographischen Buch: „Pitigrilli parla di Pitigrilli“ schreibt er seine Bekehrung P. Pio di Pietrelcina und der „neuen Thais“, Eva Lavallière, einer der bekanntesten Konvertitinnen unserer Zeit, zu.

P. Pio ist stets zufrieden, wenn er ein „Alibi“ für seine Wunder finden kann. Ein Zeuge hat mir Brocken eines Zwiegesprächs erzählt, die er zufällig aufschnappen konnte.

Ein Pilger, der von weither gekommen war, um den großen Wundertäter um die Gnade der Heilung zu bitten, bemerkte erstaunt, daß das böartige Geschwür, unter dem er litt, bereits sofort nach seiner Ankunft in Foggia ganz und gar verschwunden war.

Außer sich vor Freude, eilte er nach San Giovanni Rotondo. Vor P. Pio geführt, erschöpfte er sich in tausend Danksagungen.

Hierauf erwiderte der Pater mit nachsichtigem Lächeln:

„Aber mein Sohn, warum hast du, wenn du in Foggia geheilt worden bist, auch noch diese weiteren vierzig Kilometer gemacht? Kehre nach Hause zurück und danke dem Herrn! Ich habe mit dieser ganzen Sache nichts zu tun!“

„Sie haben aber doch für mich gebetet!“ rief der Geheilte.

„Natürlich habe ich gebetet.“

„Also“, schloß der Pilger, „weiß ich, was los ist.“

Um aber P. Pio nicht zu verärgern, behielt er seine Gedanken für sich.

In manchen Fällen hält P. Pio selbst Reisende zurück, die es allzu eilig haben. Ein Handelsmann reist von Genua nach Foggia, um einen Ankauf von Schwefeläther zu tätigen. Ein Freund bitte ihn, sich auch nach San Giovanni Rotondo zu begeben und P. Pio da Pietrelcina einen Brief auszuhändigen. Natürlich handelt es sich um eine Falle, denn der Handelsmann hätte nie von sich aus einen „frate“ aufgesucht!

Er kommt nach einer anstrengenden Reise von zweiundfünfzig Stunden erschöpft im Kloster an und ist denkbar schlechter Laune.

„Hier ist ein Brief für P. Pio“, sagt er zum Pförtner. „Ich brauche die Antwort sofort, denn ich kann nicht warten.“

Der Bruder lächelt:

„Hier darf man es nie eilig haben. Dieses Haus ist ein Haus der Geduld. Ich werde Ihren Brief übergeben. Gehen Sie in die Sakristei und warten Sie auf die Antwort.“

Und die Tür schloß sich wieder.

Der Handelsmann war wütend. Ein junger Artillerieoffizier, der das Zwiegespräch mit angehört hatte und ihn nun in so jämmerlicher Verfassung und völlig durcheinandergebracht sah, bot sich ihm freundlich als Führer an. Der Handelsmann hatte nur einen Wunsch: diese mißliche Geschichte raschestens zu erledigen und wieder abreisen zu können.

Der Anblick P. Pios machte keinerlei Eindruck auf ihn. „Ein Priester wie die anderen“, dachte er voller Wut.

Nun aber wendet sich dieser Priester zu ihm und mustert ihn:

„Und was willst du?“

„Eine Antwort auf den Brief, den man Ihnen ausgehändigt hat.“

„Schon recht, diese Briefgeschichte! Aber du selbst? Willst du beichten?“

„Ich habe diese Bräuche seit langem aufgegeben.“

„Seit wann hast du nicht mehr gebeichtet?“

„Seit meinem siebten Lebensjahr.“

P. Pio sah ihn lange an und sagte dann, jedes Wort betonend:

„Wann wirst du endlich aufhören, dieses entsetzliche Leben zu führen?“

In einer Sekunde erlebt der Besucher, der es so eilig hat, daß ihm die Maske vom Gesicht gerissen ist. Er sagt dies selbst wörtlich in seinem Zeugnis. Und er bleibt nicht nur einen ganzen Tag, sondern eine ganze Woche, um die Freude der wiedergewonnenen Unschuld zu kosten. Denn selbstverständlich nimmt ihm P. Pio die Beichte ab, spricht ihn los, läßt ihn seiner Messe beiwohnen und gibt ihm die Kommunion.

„Ich, der ich seit fünfundvierzig Jahren keinen Fuß mehr in eine Kirche gesetzt hatte, außer um Kunstwerke zu bewundern, ich, ein Skeptiker, ich ein Gottesleugner, ich hätte diesen Vormittag nicht gegen alles Gold der Welt eingetauscht. Ich wage es nicht, die neue und wunderbare Kraft zu zergliedern, die plötzlich von mir Besitz ergriff, und auch nicht das blendende Licht, das meinen Geist erleuchtete.“

„Beim Verlassen der Kirche habe ich mich unbeschwert und glücklich gefühlt, wie noch nie in meinem Leben. Mein ganzes Sein war auf Güte ausgerichtet.“

Und er schließt mit Worten, deren Bedeutung er kennt, da er selbst die Erfahrung gemacht hat:

„Der Mensch ohne Gott ist ein verstümmeltes Geschöpf.“

P. Pio ist in erster Linie Priester.

In großer Zahl kommen sie zu ihm, vor allem aus dem Ausland, da in Italien noch immer ein gewisses Mißtrauen herrscht, und sie finden durch ihn, wie mir einer von ihnen sagte, ein tieferes Verständnis des Priestertums und eine noch glühendere Liebe zu den Seelen.

„Seit ich P. Pios Messe beigewohnt habe“, hat mir Pater X. gesagt, „würde ich es nie mehr wagen, meine Messe hastig zu lesen.“

Und ein englischer Priester erklärte: „Ich wurde bis in die tiefsten Tiefen meines Seins erschüttert, als ich ihn nach einem im Beichtstuhl verbrachten Tag sagen hörte:

„Die Seelen! O die Seelen! Würbte man, was sie kosten!“

Denen, die P. Pio in der Ferne oder in der Nähe mißtrauen, versteht er auf seine Weise zu antworten, wenn sie sich an ihn wenden.

Ein Pilger, der auf ihn schwört, begibt sich nach San Giovanni Rotondo. Sein Pfarrer, der sich über so viel Eifer ärgert, beschließt, dem heiligen Kapuziner eine „recht knifflige Frage“ zu stellen. Er gibt dem Pilger einen verschlossenen Brief mit und bittet ihn, die Antwort mitzubringen.

Beim Empfang mit den anderen Neuankömmlingen hat Herr X. noch keine Zeit gehabt, sich an P. Pio zu wenden. Dieser ruft ihn jedoch unversehens an.

„Nimm den Brief aus deiner Tasche und schreibe die Antwort auf den Umschlag“

Nach der Rückkehr in seine Heimat händigte der Pilger den verschlossenen Brief aus, mit den von seiner Hand auf den Umschlag geschriebenen Zeilen, von denen er nichts verstand. Der Pfarrer erleichte und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Auf dem Umschlag fand er haargenau die Antwort auf seine Fragen.

P. Pio hat sein ganzes Leben auf das heilige Meßopfer ausgerichtet, das, wie er sagt, „Tag für Tag die Welt von der Verdammnis erlöst“. So läßt er es auch nicht zu, daß man sich leichtfertig und ohne absolut stichhaltigen Grund eines so großen Gutes, „des größten Gutes hienieden“, beraubt.

Ein Priester hat mir erzählt, was seinem Mitbruder widerfahren ist, der „aus weiter Ferne“, gekommen war, um bei P. Pio zu beichten. Er hatte umsteigen und in Bologna mehrere Stunden warten müssen. Nach der Beichte richtete P. Pio eine Frage an ihn:

„Erinnern Sie sich sonst an nichts mehr, mein Sohn?“

„An nichts, Pater“.

„Na, suchen Sie ein wenig. . .“

Er konnte sein Gewissen prüfen, soviel er wollte.

Er fand nichts.

Hierauf sagte Pater Pio „mit nicht zu überbietender Güte“ zu ihm:

„Mein Sohn, gestern früh ist Ihr Zug um 5 Uhr früh in Bologna angekommen. Die Kirchen waren noch geschlossen. Statt

zu warten, sind Sie ins Hotel gegangen, um vor der Messe etwas auszuruhen. Sie haben sich auf dem Bett ausgestreckt und sind dann so fest eingeschlafen, daß Sie erst um drei Uhr nachmittags erwacht sind, als es schon zu spät war, die Messe zu zelebrieren. Ich weiß, daß Sie dies nicht böswillig getan haben. Dennoch war es eine Nachlässigkeit, die Unseren Herrn verwundet und verletzt hat."

Alle geistlichen Söhne und Töchter Pios wissen, daß er auf ihren täglichen Messebesuch und ihre täglichen Kommunionen so großen Wert legt, „wie auf seine Augäpfel“. Im Falle eines Nachlassens im Eifer ruft er sie, selbst in der Ferne, zur Ordnung. Man hat mir hierzu einige köstliche *fioretti* berichtet. In den wenigen Briefen, die er vor 1942 als Seelenführer geschrieben hat, kreisen alle seine Ratschläge und Empfehlungen um die Eucharistie:

„Versäumen Sie um nichts auf der Welt die tägliche Kommunion! Sehen Sie voller Verachtung auf alle Zweifel, die Ihnen diesbezüglich kommen. Ich nehme dies auf mein Gewissen. Sie haben nur zu gehorchen, indem Sie den Weg gehen, den ich Ihnen gewiesen habe. Solange man nicht sicher ist, eine schwere Sünde begangen zu haben, soll man sich nicht der Kommunion enthalten.“

Dies scheint sich schlecht mit seinem scheinbaren Rigorismus zu reimen. Verweigert er nicht oft die Lossprechung? Gewiß, denn er liest in den Seelen die Gefahr unwürdiger Kommunionen. „Alle, die er wegschickt, kommen stets wieder“, hat man mir nachdrücklich versichert. Und Pio sieht es als einen Beweis der „höchsten Barmherzigkeit“ an, daß sich Personen bekehren, die die Sakramente mißbraucht haben.

Eines Tages kniete eine Engländerin aus sehr guter Familie an seinem Beichtstuhl nieder. P. Pio sah sie an, dann schloß er ihr heftig den Schalter vor der Nase: „Für Sie habe ich keine Zeit!“

Die arme Frau war erschlagen. Zwanzig Tage lang kam sie mit dem gleichen Anliegen wieder. Und jedesmal erlebte sie die gleiche Abfuhr. Vergeblich flehten Pios geistliche Töchter ihn an, sie doch anzuhören. Er blieb unerbitterlich.

Schließlich nach Ablauf von zwanzig Tagen empfing er sie mit folgenden Worten, die sie getreulich ihren Freunden berichtete:

„Arme Blinde, statt dich über meine Strenge zu beklagen, müßtest du dich fragen, wie es möglich ist, daß dich die Barmherzigkeit Gottes nach so vielen Jahren von Sakrilegen emp-

fängt! Weißt du, daß das, was du getan hast, entsetzlich ist? Wer ein Sakrileg begeht, ißt seine eigene Verdammnis, und ohne eine ganz besondere Gnade, die Seelen erlangen, die Gott besonders nahe stehen, kann er nicht erlöst werden. Hast du nicht jahrelang im Stand der Todsünde an der Seite deiner Mutter und deines Gatten kommuniziert, nur um den Anschein der Ehrbarkeit zu wahren?“

Auch hier kam es wieder zu einer „großen Rückkehr“, die das inbrünstige Verlangen auslöste, „wieder gutzumachen und andere Seelen vor dem Verbrechen des Sakrilegs, des Gottesraubs, zu warnen“. Diesem Anliegen verdanken wir dieses ergreifende Zeugnis.

Padre Pio duldete nicht die geringste Nachlässigkeit in der Achtung, die der Eucharistie geschuldet wird. Die kaum ange deuteten Kniebeugen, die „Blitzbesuche“, die wenig korrekte Haltung vor dem Tabernakel sind in seinen Augen schwere Verstöße gegen die Religion und gegen die dem „göttlichen Gefangenen“ geschuldete Liebe.

Einer seiner geistlichen Söhne, der in Rom wohnt, kam eines Tages an einer Kirche vorbei. Diesmal schämte er sich, den Hut zu ziehen, wie er dies sonst tat, weil er in lustiger Gesellschaft war und von Dingen sprach, die nichts mit der Religion zu tun hatten.

Plötzlich fuhr er zusammen. Eine wohlbekannte Stimme schrie ihm ins Ohr: Schuft! Feigling!“

Wie ein begossener Pudel nahm er eiligst den Zug nach San Giovanni Rotondo. Pio sah ihn mit großen Augen an und sagte:

„Paß auf! Diesmal hast du nur einen Verweis erhalten. Passiert das aber noch einmal, so erhältst du „*un sonoro scapaccione*“, eine schallende Ohrfeige!“

„Pio läßt nicht mit sich spaßen“, schloß der reuige Mann.

„P. Pio selbst ist das größte Wunder“, wiederholen unaufhörlich alle, die ihn kennen. Wie gelingt es ihm, schon seit so vielen Jahren dieses Leben der Buße und des Gebets zusammen mit einem so angespannten Apostolat zu führen? Der Krankenpfleger des Klosters ist hier am Ende seines Lateins.

Und wird der Pater selbst gefragt, so zieht er sich mit „einem guten Witz“ aus der Klemme. Eines Tages tat ihm der Magen sehr weh. Er mußte sich länger als eine Woche lang mit Wasser begnügen, was ihn selbstverständlich nicht daran hinderte, die gewohnte Arbeit zu leisten. Bevor er wieder zu seiner karglichen Normalverpflegung überging, befahl man ihm, sich zu

wiegen. Und siehe da: während dieser Periode völligen Fastens hatte sein Gewicht zugenommen!

„Nicht möglich!“ sagte P. Pio lachend. „Wenn ich ein andermal abnehmen möchte, brauche ich dann nur mehr zu essen.“

Zweifellos macht P. Pios Persönlichkeit alle üblichen Redensarten zuschanden und wirft alle Formeln über den Haufen. So ist es nicht erstaunlich, daß er so heftigen Widerspruch hervorgerufen, so große Ratlosigkeit ausgelöst hat. Überrascht wäre man, wenn es anders wäre.

Seine Einfachheit verwirrt noch mehr, als dies bei scharfsinnigen Kontroversen der Fall wäre. „Was er tut und was er sagt, ist stets unerwartet“, hat mir einer seiner geistlichen Söhne gesagt. „Man möchte sagen, er sieht durch uns hindurch und offenbart uns unsere Seelen.“

Seine giftigsten Gegner können der persönlichen Fühlung mit ihm nicht widerstehen. Alle, die ihn weiterhin verleumden und lästern, haben ihn nie gesehen.

Übrigens beschämt er gern in netter Weise die Neugierigen und die Inquisitoren, indem er ihnen mit irgendeinem Spruch zeigt, daß er weiß, woran er ist.

Eines Tages stellten die in der Sakristei von San Giovanni Rotondo versammelten Männer bestürzt fest, daß P. Pio unaufhörlich einen von ihnen ansah, obwohl er Beichte hörte. Es handelte sich um einen Fremden, der eben erst angekommen war, und diesen Blick schwer zu ertragen schien, denn er wechselte den Platz, verbarg sich in den Winkeln, hinter dem Rücken seiner Reisegefährten, gegen das Licht . . . Alle seine Bemühungen waren umsonst! Der unerbittliche Blick erreichte ihn immer wieder. Schließlich winkte ihn P. Pio zu sich heran. Der andere traute seinen Augen nicht. „Aber er hat mich doch noch nie gesehen“, murmelte er seinem Nachbarn zu. „Das hat nichts zu bedeuten, er ruft Sie, also gehen Sie hin!“

Der Fremde trat näher, sichtlich ungerne. „Pater“, sagte P. Pio leise, „legen Sie Ihre Kutte wieder an, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen die Beichte abnehme.“

„Nicht notwendig“, sagte der andere, „ich weiß nun, was los ist.“

Und er verschwand.

Es handelte sich um einen Dominikaner „in Zivil“, der gekommen war, um sich Gewißheit zu verschaffen.

P. Pios Hellsichtigkeit kann verwirrende Streiche spielen.

Papst Benedikt XV. sagte eines Tages zu einem Bischof, der

ihn vor „questo truffatore“ — diesem Betrüger — warnte: „Mein Sohn, Sie sind zweifellos schlecht unterrichtet. Ich rate Ihnen dringend, sich an Ort und Stelle zu begeben, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es sich damit verhält.“

Der Wunsch eines Papstes ist ein Befehl. Einige Tage später nahm Monsignore den Zug nach Foggia, ohne jemanden zu informieren. Kaum angekommen, stieß er auf zwei Kapuziner, die ihn ehrerbietig begrüßten:

„Gelobt sei Christus! P. Pio schickt uns, um Eure Exzellenz nach San Giovanni Rotondo zu geleiten.“

„Aber P. Pio weiß doch gar nichts von meiner Reise“, erwiderte der Bischof, völlig verwirrt.

„Wohl oder übel muß er von ihr unterrichtet worden sein“, erwiderten die Kapuziner mit einem feinen Lächeln. „Er hat gesagt, der Papst schicke Euch.“

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen.

Monsignore ging an den Schalter.

„Wann fährt der nächste Zug nach Rom?“

Dann wandte er sich an die Patres:

„Eben fällt mir etwas Wichtiges ein. Ich muß sofort nach Rom zurück.“

Und er verabschiedete sie.

Das Ziel seiner Reise war bereits erreicht. Er hatte „mit eigenen Augen“ gesehen. „Übrigens“, fügte er lächelnd hinzu, „habe ich vorgezogen, mich keinen neuen Überraschungen auszusetzen. Bei einem solchen Nachrichtendienst mußte P. Pio auch wissen, was ich dem Papst gesagt hatte!“

Alberto del Fante veröffentlicht eine imposante Liste von Kirchenfürsten, die zu verschiedenen Zeitpunkten den schlichten Kapuziner aufgesucht haben. Unter ihnen befinden sich vier Kardinäle.

„Veni, vidi, victus sum . . .“ „Ich kam, sah und war bezwungen“, schreibt Mgr. Angelo Poli, Bischof von Allahabad. „Was bei P. Pio in Erstaunen versetzt, ist, daß das Übernatürliche für ihn etwas völlig Natürliches ist. Dieser Mann ist stets Herr seiner selbst. Er flößt das größte Vertrauen ein. Wahrlich: Hier ist Gottes Finger! Dieser Besuch hat mich buchstäblich außer Fassung gebracht.“

Aber noch viel bewundernswerter ist — was man vielleicht nicht genügend unterstrichen hat — der blinde Gehorsam des Apostels von San Giovanni Rotondo gegenüber allen Vorschriften und Weisungen der Kirche. Zur Zeit, als es ihm verboten

war, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten, prallten alle Vorwände für „Sondermaßnahmen“ an seinem kategorischen „Nein“ ab. Kardinal Faulhaber, der ihn kannte, erzählte hierzu gerne folgende Anekdote:

„Ein Arzt aus Chicago hatte den Ozean überquert um den „Fall“ P. Pio zu studieren. Nach einer langen Reise — zehn Tage Überfahrt, dreißig Stunden im Zuge — ist er endlich in San Giovanni Rotondo angelangt. Aber ach, P. Pio empfängt keine Besuche! Auf des Doktors Drängen ließ er folgende Antwort überbringen: „Es tut mir wirklich leid, daß Sie diese weite Reise umsonst gemacht haben, aber Sie werden verstehen, daß ein Mönch gehorchen muß.“

Trotz seiner großen Enttäuschung gab der amerikanische Doktor loyal zu, „diese Antwort habe ihn tiefer beeindruckt, als dies bei einer eingehenden Untersuchung der Wundmale der Fall gewesen wäre.“

Papst Benedikt XV. pflegte zu sagen: „Pater Pio ist wahrhaft ein Mann Gottes.“

15. KAPITEL

P. Pios außerordentlicher Widerwille gegen alle unbesonnene Reklame — „Ein Priester, der betet“ — Das Geheimnis des inneren Schlosses — Ein sprechendes Dokument — P. Pios Anteil an der heiligen Agonie — Eine Fülle, die überquillt — P. Pios wahres Gesicht — „Er muß wachsen, und ich muß abnehmen“ — Hymne an die Unbefleckte Empfängnis — Die in Gott vollendete Seele ist ein Mysterium der Einheit — Schlußfolgerung einer Reise und eines Buches

Unter der Menge der Pilger untergetaucht, war der Journalist Attilio Crepas von der *Stampa Sera* dabei, seinen Artikel über P. Pio durchzudenken, als er plötzlich vernahm, daß er gerufen wurde. Er wollte seinen Ohren nicht trauen:

„Mein Sohn“, sprach der Kapuziner, der ihn mit seinem festen und zugleich sanften Blick durchbohrte, „ist dies der Augenblick, an Ihr Notizbuch und Ihre Zettel zu denken? Sie handeln sehr böse, wenn Sie so viel Lärm um einen Priester machen, der betet.“

Mit diesen Worten zeigte P. Pio nicht nur erneut, daß er in

den Herzen liest wie in einem offenen Buch. Wir möchten noch viel mehr seinen außerordentlichen Widerwillen gegen die lärmende und unbesonnene Reklame unterstreichen, deren schmerzhaftes Opfer er schon so lange ist.

„Ein Priester, der betet“. Das will er sein, und als solcher will er in erster Linie angesehen werden. Dieses Band der Abhängigkeit, das ihn mit seinem Herrn und Gott verbindet, dieses innere Aufgeschlossenheit für die Ströme von Gnade, die stets nur danach verlangen, sich über die zu ergießen, die sie aufnehmen, diese Haltung als Bettler mit weit offenen Händen sagt alles.

Indessen wirft uns dieser Satz, der alltäglich ist, weil er gar so durchsichtig ist, mitten ins Mysterium hinein. „Ein Priester, der betet.“ Was wissen wir von P. Pios Gebet? Und vor allem: ist das Gebet nicht an sich Fundament und Schlußstein des inneren Schlosses, zu dem sich ein eifersüchtiger Gott den Zutritt vorbehalten hat? Schon beim armseligsten Christen wissen wir nur recht wenig vom Gebet als Gebet. Wie viel weniger wissen wir erst vom Gebet des Heiligen!

So müssen wir uns auf Vermutungen und armselige Annäherungsversuche beschränken. Die Taten und Handlungen P. Pios interessieren uns vor allem als Schächte, die in die Tiefe seiner Seele führen. Der aufmerksame Leser hat sicher schon festgestellt, daß in der Anlage des ganzen Buches unser ständiges Anliegen war, über die „Zone des Sensationellen“ hinauszustoßen, vorzudringen in den Abgrund des Schweigens, in dem das Mysterium seines Seins wurzelt. Das wahre Gesicht P. Pios interessiert uns unendlich mehr als seine wunderbare „Reklame“.

Lassen wir also die Gelehrten über seine Wundmale nörgeln! Uns ist die geheime Beziehung zwischen seinem gemarteten Fleisch und seiner Seele wichtiger. Die Passion spielt sich in zwei Zeiten ab, und das Kreuz hängt mit der heiligen Agonie zusammen wie eine Frucht mit ihrer Blume, wie die Blume mit ihrem Stengel.

Es handelt sich um Liebesgeheimnisse, und es wäre unerhört, hinter sie kommen zu wollen, hätte uns nicht P. Pio selbst infolge eines von der Vorsehung gewollten Zufalls den Schlüssel hierzu geliefert.

Vor zwei Jahren hat einer seiner Mitbrüder, der wie er aus Pietrelcina stammt, „zur Erbauung der Gläubigen“ eine nicht signierte Betrachtung veröffentlicht. Sie stammt aus P. Pios Feder, wie wir heute dank der „Indiskretion“ eines Übersetzers

wissen, und zwar aus der Zeit, wo er noch schreiben durfte, also vor 1924.

Es handelt sich um eine „Meditation über die heilige Agonie“, die einzigartig schön ist. Beim Schauen auf seinen leidenden Christus verrät sich P. Pio. Im Teilhaben an der Angst seines Gottes eröffnet er uns schwindelerregende Ausblicke auf das Mysterium des „Mitleidens“, dieses Mysterium, zu dem wir alle als Miterlöser berufen sind. Jeder Satz dieser Betrachtung gleicht einer Grundwelle, die aus unergründlichen Tiefen hervorbricht... Wir geben die Betrachtung anstelle einer Schlußfolgerung fast ganz wieder. Da der Jünger nicht über seinem Herrn steht, läßt uns P. Pio, ohne es zu wollen, ja ohne es zu wissen, in diesen herzerreißenden Seiten in das Innerste seiner Seele vorstoßen, die mit dem Mal — das griechische Wort „stigma“ bedeutet Mal, Stich, Zeichen — der heiligen Agonie gezeichnet ist.

„Göttlicher Geist, erleuchte meinen Verstand und entflamme mein Herz, während ich über Jesu Passion nachdenke. Hilf mir, dieses Mysterium der Liebe und des Leidens meines Gottes zu durchdringen, der, Mensch geworden, leidet, im Todeskampf liegt, für mich stirbt.

Der Ewige, der Unsterbliche, erniedrigt sich, um sich einem unerhörten Mysterium zu unterziehen, dem schändlichen Tod am Kreuz, inmitten von Beschimpfungen, von Hohngelächter und von Schmach, um sein Geschöpf zu retten, das ihn mit Füßen getreten hat und sich im Schlamm der Sünde wälzt.

Der Mensch findet Gefallen an der Sünde, und Gott ist wegen der Sünde betrübt bis in den Tod. Die Schrecken einer grausigen Agonie lassen ihn Blut schwitzen...

Nein, ich kann dieses Meer der Liebe und des Schmerzes nicht erfassen, wenn deine Gnade, o mein Gott, mir nicht beisteht! Öffne mir den Zugang zur tiefsten Tiefe des Herzens Jesu, damit ich dort teilhaben kann an der Bitterkeit, die ihn auf den Ölberg, bis an die Pforten des Todes geführt hat, und ihn trösten kann in seiner völligen Verlassenheit und Einsamkeit. Laß mich einswerden mit IHM, der von seinem Vater und sich selbst verlassen ist, damit ich mit ihm sühnen kann!

Maria, Mutter der Schmerzen, laß mich Jesu folgen und innigst seines Leidens und deines Kummers teilhaftig werden!

Mein Schutzengel, laß all mein Vermögen im leidenden Jesus gesammelt sein, damit es sich nie von ihm lösen möge...

Am Ende seines Erdenlebens, nachdem er sich uns im Sakra-

ment seiner Liebe ganz geschenkt hat, geht der Herr zum Ölberg, den seine Jünger kennen, aber auch Judas. Unterwegs belehrt er sie und bereitet sie vor auf seine unmittelbar bevorstehende Passion. Er fordert sie auf, aus Liebe zu IHM Verleumdungen, Verfolgungen bis zum Tod zu ertragen, damit sie ihm, ihrem göttlichen Vorbild, ähnlich werden.

In dem Augenblick, in dem sein bitteres Leiden beginnt, denkt er nicht an SICH selbst, sondern an dich.

Welche Abgründe der Liebe birgt sein Herz! Sein heiliges Antlitz ist ganz Traurigkeit und ganz Zärtlichkeit. Seine Worte quellen aus den tiefsten Tiefen seines Herzens und strömen über vor Liebe.

O Jesus, mein Herz ist fassungslos, wenn ich der Liebe gedenke, die dich deinem Leiden und Sterben entgegenliehen ließ! Du hast uns gelehrt, daß es keine größere Liebe gibt, als sein Leben zu geben für die, die man liebt. Und nun stehst du im Begriff, diese Worte mit deinem Beispiel zu besiegeln.

Auf dem Ölberg entfernt sich der Meister von seinen Jüngern und nimmt nur drei Zeugen seiner Agonie mit: Petrus, Jakobus und Johannes. Werden sie, nachdem sie ihn auf dem Berge Tabor verklärt sahen, die Kraft haben, den Gott-Menschen in diesem von der Todesangst erdrückten Wesen wiederzuerkennen?

Als er den Garten Gethsemani betrat, sagte er zu ihnen: „Setzt euch hierher... Wachtet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet.“ Seid auf der Hut, denn der Feind schläft und schlummert nicht. Wappnet euch im voraus mit den Waffen des Gebetes, damit ihr nicht überrascht und zur Sünde verleitet werdet. Dies ist die Stunde der Finsternis.

Nachdem er sie ermahnt hat, geht er einen Steinwurf weiter, wirft sich zu Boden, das Gesicht zur Erde gewandt. Seine Seele ist in ein Meer von Bitterkeit und höchster Betrübnis getaucht.

Es ist spät. Die fahle Nacht ist voll finsterner Schatten. Der Mond scheint blutunterlaufen. Der Wind bewegt die Bäume und dringt durch bis auf die Knochen. Die ganze Natur scheint vor heimlichem Entsetzen zu schauern!

O Nacht, noch nie gab es eine Nacht wie dich!

Hier ist der Platz, den Jesus aufsucht, um zu beten. Er entkleidet seine heilige Menschheit der Stärke, auf die sie durch ihre Union mit der göttlichen Person ein Anrecht hat. Er taucht sie in einen Abgrund der Traurigkeit, der Herzensangst, der tiefsten Erniedrigung. Sein Geist scheint versunken zu sein...

Im voraus sieht er seine ganze Passion.

Er sieht Judas, seinen vielgeliebten Apostel, der ihn für einige Pfennige verkauft . . . Nun ist er auf dem Wege nach Gethsemani, um ihn zu verraten und zu überliefern! Hat er ihn indessen nicht vor kurzem erst mit seinem Fleisch genährt und mit seinem Blut getränkt? Vor ihm liegend, hat er ihm die Füße gewaschen, sie an sein Herz gepreßt, sie mit seinen Lippen geküßt.

Was hat er nicht alles getan, um ihn am Rande des Sakrilegs aufzuhalten, oder um ihn wenigstens zur Reue und Buße zu bringen! Umsonst! Nun stürmt er seiner Verdammnis entgegen . . . Jesus weint.

Er sieht, wie er durch die Straßen von Jerusalem geschleift wird, wo man ihn erst vor wenigen Tagen als Messias umjubelte. Er sieht, wie er vor dem Hohepriester geohrfeigt wird. Er hört schreien: „Kreuziget ihn!“ Er, der Quell des Lebens, wird wie ein Fetzen von einem Gericht zum andern geschleift.

Das Volk, sein Volk, dieses vielgeliebte, so reich beschenkte Volk, verhöhnt ihn, macht ihn lächerlich, fordert brüllend seinen Tod, und was für einen Tod! Den Tod am Kreuz. Er hört ihre falschen Anklagen. Er sieht, wie er gegeißelt wird, mit Dornen gekrönt, wie man seinen Spott mit ihm treibt, ihn als falschen König grüßt.

Er sieht, wie er zum Kreuzestod verurteilt wird, den Kalvarienberg hinaufsteigt, der Last erliegt, schwankt, zusammenbricht . . .

Nun ist er auf Golgotha angekommen, wird seiner Kleider beraubt, auf dem Kreuz ausgestreckt, unbarmherzig angenagelt, erhöht, das Gesicht dem Himmel und der Erde zugewandt. Er hängt keuchend an den Nägeln, leidet unaussprechliche Folterqualen . . . Mein Gott! Nach einem endlosen Todeskampf von drei Stunden wird er erliegen inmitten des Hohngelächters des vor Zorn trunkenen Gesindels!

Er sieht seine Kehle und seine Eingeweide, die von glühendem Durst zerrissen werden, und den Essig und die Galle, die man ihm zum Stillen des Durstes reicht.

Er sieht seinen Vater, der ihn verläßt, seine Mutter, vom Schmerz erdrückt.

Und als Ende dieser schändliche Tod inmitten zweier Schächer. Bekennt sich der eine zu ihm und kann so gerettet werden, so lästert der andere und stirbt verdammt.

Er sieht Longinus, den römischen Zenturio, der naht, um sein Herz zu durchbohren.

Nun ist es vollbracht: die letzte Demütigung von Leib und Seele, die sich trennen . . .

All das zieht, Szene um Szene, vor seinen Augen vorbei, erfüllt ihn mit Entsetzen, erdrückt ihn.

Wird er zurückschrecken?

Vom ersten Augenblick an hat er alles umarmt, alles auf sich genommen. Warum dann also nun dieses riesige Entsetzen? Weil er seine heilige Menschheit dargebracht hat als Schild, der die Schläge der durch die Sünde beleidigten Gerechtigkeit auffängt.

Er empfindet glühend in seinem allein gelassenen Geist alles, was er leiden muß. Für jene Sünde diese Strafe . . . Er wird zermalmt, weil er sich selbst als Beute dem Entsetzen, der Schwäche, der tiefsten Angst ausgeliefert hat.

Er scheint den Gipfel des Schmerzes erklimmen zu haben. Er liegt auf dem Antlitz vor der Majestät seines Vaters. Das heilige Antlitz des Gott-Menschen, der im Genuß der Anschauung Gottes ist, liegt hier unkenntlich im Staub. Mein Jesus! Bist du nicht Gott? Herr des Himmels und der Erde? Dem Vater gleich? Warum erniedrigst du dich so weit, daß du sogar alles menschliche Aussehen verlierst?

Ach, ja . . . Ich verstehe! Du willst mich, mich Hochmütigen, lehren, daß ich bis in die Tiefe der Erde versinken muß, wenn ich mit dem Himmel verkehren will. Um meine Anmaßung zu sühnen, brichst du zusammen. Um den Himmel mit der Erde auszusöhnen, erniedrigst du dich bis zur Erde, als ob du ihr den Kuß des Friedens geben wolltest . . .

Jesus richtet sich wieder auf, kehrt den flehenden Blick himmelwärts, hebt die Arme in die Höhe und betet. Welche Todesblässe bedeckt sein Gesicht! Er fleht zu seinem Vater, der sich von ihm abkehrt. Er bittet mit dem Vertrauen des Sohnes, aber er weiß sehr wohl, welchen Platz er einnimmt. Er weiß, daß er das Opfer ist für das ganze Menschengeschlecht, daß er dem Zorn des beleidigten Gottes ausgesetzt ist. Er weiß, daß nur er allein der unendlichen Gerechtigkeit Genugtuung leisten und den Schöpfer mit seinem Geschöpf versöhnen kann. Und das will er, danach verlangt ihn. Seine Natur aber ist buchstäblich zermalmt. Sie lehnt sich auf gegen ein solches Opfer. Sein Geist aber ist bereit zu diesem Opfer, und so geht der harte Kampf weiter.

Jesus, wie können wir dich bitten, stark zu sein, wenn wir dich so schwach und so niedergeschmettert sehen?

Ja, ich verstehe! Du hast alle unsere Schwächen auf dich ge-

nommen. Um uns deine Kraft zu schenken, bist du unser Sündenbock geworden. Du willst uns lehren, daß wir unser ganzes Vertrauen allein auf dich setzen dürfen, selbst wenn uns der Himmel ehern erscheint.

In seinem Todeskampf ruft Jesus zu seinem Vater empor: „Wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!“ Es ist dies der Schrei der Natur, die sich, zu Boden geschmettert, vertrauensvoll an den Himmel wendet. Er weiß, daß er nicht erhört wird, weil er will, daß dem so sei. Und dennoch betet er. Mein Jesus, warum erbittest du etwas, wenn du weißt, daß du es nicht erlangen wirst?

Welch schwindelerregendes Mysterium! Die Qual, die dich bedrückt, läßt dich um Hilfe und Trost bitten, aber deine Liebe zu uns und dein Verlangen, uns Gott zurückzugeben, läßt dich sprechen: „Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst!“

Sein zutiefst betrübtes Herz dürstet nach Trost. Sacht erhebt er sich, macht schwankend einige Schritte. Er naht sich seinen Jüngern: wenigstens sie, seine Freunde, seine Vertrauten, werden verstehen und seine Qual teilen . . .

Er findet sie schlafend. Wie einsam und verlassen fühlt er sich plötzlich! „Simon, schläfst du?“ sagt er ganz leise zu Petrus. „Du, der du mir gesagt hast, du würdest mir bis in den Tod folgen?“

Er wendet sich den anderen zu: „So konntet ihr nicht einmal eine Stunde mit mir wachen!“ Und wiederum vergißt er sein Leiden, denkt nur an sie: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet!“

Er scheint zu sagen: „Habt ihr mich, der ich kämpfe und leide, so rasch vergessen, so wacht und betet wenigstens in eurem eigenen Interesse.“

Sie aber, schlaftrunken, hören ihn kaum.

O mein Jesus, wieviele edelmütige Seelen, die von deinen Klagen gerührt sind, leisten dir Gesellschaft im Garten Gethsemani, teilen deine Bitterkeit und deine tödliche Angst!

Wieviele Herzen haben im Verlauf der Jahrhunderte edelmütig auf deinen Anruf geantwortet! Mögen sie dich trösten können! Und mögen sie, da sie deine Herzensangst teilen, am Heilswerk mitwirken können! Möge ich selbst zu ihnen gehören und dich ein wenig trösten dürfen, o mein Jesus!“

„Jesus kehrt an die Stätte seines Gebets zurück, und ein anderes, noch viel schrecklicheres Bild erscheint vor seinen Augen. Alle unsere Sünden in ihren kleinsten Einzelheiten ziehen vor ihm vorüber. Er sieht die außerordentliche Gemeinheit derer, die

sie begehen. Er weiß, in welchem Maße sie die göttliche Majestät beleidigen. Er sieht alle Niederträchtigkeiten, alle Unzucht, alle Lästerungen, die die Herzen und die Lippen beflecken, die geschaffen sind, Gottes Herrlichkeit zu besingen. Er sieht die Entweihungen, die Priester und Gläubige entehren. Er sieht den ungeheuerlichen Mißbrauch, der mit den Sakramenten getrieben wird, die er zu unserem Heile eingesetzt hat und die doch die Ursache unserer Verdammnis werden können.

Er muß den ganzen stinkenden Schmutz der menschlichen Verderbtheit anziehen. So muß er vor der Heiligkeit seines Vaters erscheinen. Er muß jede Sünde besonders sühnen und dem Vater die ganze gestohlene Verherrlichung wiederbringen. Um den Sünder zu retten, muß er in diese Kloake hinabsteigen.

Selbst das hält ihn nicht auf. Wie eine ungeheure Schlagwelle umgibt ihn dieser Schlamm, überschwemmt, erdrückt ihn. Nun steht er dem Vater gegenüber, dem Gott der Gerechtigkeit. Er, der HEILIGE DER HEILIGEN, der sich unter der Last der Sünden windet und den Sündern gleich geworden ist. Wer wird je seinen Abscheu und seinen grenzenlosen Widerwillen ergründen? Dieses Aufstoßen des Widerwillens, diesen entsetzlichen Ekel?

Da er alles ohne Ausnahme auf sich genommen hat, wird er von der ungeheuerlichen Bürde erdrückt und seufzt unter der Last der göttlichen Gerechtigkeit vor dem Antlitz seines Vaters, der ihm, seinem Sohn, erlaubt hat, sich als Schlachtopfer für die Sünden der Welt darzubringen und selbst ein „Verfluchter“ zu werden.

Seine Reinheit schaudert angesichts dieser schändlichen Last, aber er sieht zugleich die beleidigte Gerechtigkeit, den verurteilten Sünder . . . Zwei Mächte, zwei Lieben stehen sich in seinem Herzen gegenüber. Die beleidigte Gerechtigkeit trägt den Sieg davon. Wie unendlich jämmerlich ist jedoch dieses Schauspiel! Dieser MENSCH mit allen unseren Befleckungen beladen. Er, die Heiligkeit selbst, sogar äußerlich den Verbrechern gleichgestellt . . . Er zittert wie Espenlaub.

Um dieser schrecklichen Agonie die Stirne zu bieten, versenkt er sich ins Gebet. Vor des Vaters Angesicht liegend, fleht er: „Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!“ Es ist, als ob er sagen würde: „Vater, ich will deine Verherrlichung! Ich will, daß deiner Gerechtigkeit Genüge geschieht. Ich will deine Wiederversöhnung mit dem Menschengeschlecht. Aber nicht um diesen Preis! Daß ich, die Heiligkeit selbst, so mit Sünde besudelt werde, das nein, nein! O Vater, dem

alles möglich ist, laß diesen Kelch an mir vorübergehen und finde ein anderes Heilmittel in den unergründlichen Schätzen deiner Weisheit. Willst du dies aber nicht, so geschehe dein Wille und nicht der meine!"

„Auch diesmal wieder bleibt des Erlösers Gebet wirkungslos. Er ist von der Todesangst erfaßt. Nach Trost suchend richtet er sich auf. Er spürt, daß seine Kräfte nachlassen. Stolpernd schleppt er sich bis zu seinen Jüngern. Und wiederum findet er sie schlafend. Seine Traurigkeit wird noch tiefer. Er begnügt sich kurzerhand damit, sie zu wecken. Waren sie verlegen? Jesus sagt nichts mehr. Ich sehe ihn nur unsagbar traurig. Er behält alle Bitterkeit über dieses Imstichlassen für sich!

Mein Jesus, wie groß ist die Qual, die ich in deinem Herzen lese, das von zärtlicher Liebe überströmt. Ich sehe, wie du dich von deinen mitten ins Herz getroffenen Jüngern zurückziehst! Könnte ich dir etwas Trost schenken, dich ein wenig trösten... Da ich aber nichts anderes kann, weine ich bei dir. Die Tränen meiner Liebe und meiner Herzenszerknirschung verbinden sich mit deinen Tränen. So steigen sie hinauf bis zum Throne des Vaters, um ihn zu bitten, Mitleid mit dir zu haben, und mit so vielen Seelen, die dem Schlaf der Sünde und des Todes verfallen sind.

Jesus kehrt zur Stätte des Gebetes zurück, erschöpft und in höchster Betrübniß. Er fällt mehr als daß er sich niederwirft. Er fühlt sich wie zermalmt von tödlicher Angst, und sein Gebet wird noch drängender.

Der Vater kehrt den Blick ab, als wäre ER der verworfenste Mensch.

Ich meine die Klagen des Erlösers zu hören: „Wenn wenigstens der Mensch, für den ich leide, sich die Gnaden zunutze machen würde, die ich ihm mit meinen so furchtbaren Leiden erlange! Wenn er wenigstens erkennen würde, wie hoch der Preis ist, den ich bezahle, um ihn zu erlösen und ihm das Leben des Sohnes Gottes zu schenken! Ach, diese Liebe zerreißt mir das Herz viel grausamer als die Henker nachher mein Fleisch zerreißen werden...“

Er sieht den Menschen, der nicht weiß, weil er nicht wissen will; der das göttliche Blut lästert, und, was noch viel weniger wieder gutzumachen ist, es zu seiner Verdammnis beitragen läßt. Wie wenigen wird es zugutekommen, wie viele andere werden in ihr Verderben rennen! In der größten Not seines Herzens wiederholt er: „Quae utilitas in sanguine meo? Wie wenigen kommt mein Blut zugute!“

Aber der Gedanke an diese kleine Zahl genügt, daß er sich dem Leiden und dem Tod stellt.

Nun gibt es nichts und niemanden mehr, wo er sich ein Tröpfchen Trost holen könnte. Der Himmel ist ihm verschlossen. Der Mensch ist, obwohl er von der Last der Sünden erdrückt wird, undankbar und kennt seine Liebe nicht. Er fühlt sich vom Schmerz überwältigt und schreit in den Schrecken der Agonie: „Meine Seele ist zu Tode betrübt!“

Göttliches Blut, du quillst unwiderstehlich aus Jesu Herzen, du strömst aus allen seinen Poren, um diese undankbare Erde reinzuwaschen. Erlaube mir, dich aufzufangen, allerkostbarstes Blut, vor allem diese ersten Tröpfchen. Ich will dich im Kelch meines Herzens aufbewahren. Du bist ein unwiderlegbarer Beweis für die Liebe, die dich allein vergießen ließ. Ich will mich in dir läutern, o allerkostbarstes Blut! Ich will alle von der Sünde befleckten Seelen läutern. Ich will dich dem Vater darbringen.

Das Blut seines vielgeliebten Sohnes ist auf diese Erde gefallen, um sie zu läutern. Das Blut seines Sohnes steigt wieder auf zu seinem Throne, um seine beleidigte Gerechtigkeit zu versöhnen. Die Genugtuung ist wahrlich überreich!

Ist Jesus nun aber am Ende seiner Leiden?

Aber nein! Er will die Ströme seiner Liebe nicht eindämmen! Der Mensch muß wissen, wie sehr er, der Gott-Mensch, ihn liebt. Der Mensch muß wissen, bis zu welchem Abgrund tiefster Erniedrigung solche allergrößte Liebe führen kann. Selbst wenn der Gerechtigkeit des Vaters durch diesen Schweiß des allerkostbarsten Blutes Genüge getan ist, braucht der Mensch doch greifbare Beweise für diese Liebe.

Jesus geht also bis zum Ende: bis zum schändlichen Tod am Kreuz.

Der Beschauliche wird vielleicht einen Schatten von der Liebe erfassen, die ihn zur Angst der heiligen Agonie am Ölberg führt. Wer aber in materiellen Dingen verwickelt lebt und mehr die Welt als den Himmel sucht, muß ihn auch äußerlich ans Kreuz genagelt sehen, damit ihn wenigstens der Anblick seines Blutes und sein grausamer Todeskampf rührt.

Nein, sein liebevolles Herz hat nicht genug! Reuig betet er erneut: „Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht vorübergehen kann, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe dein Wille!“

Von diesem Augenblick an antwortet Jesus aus der Tiefe seines von Liebe verzehrten Herzens auf den Schrei der Mensch-

heit, die seinen Tod als Preis für die Erlösung fordert. Auf das Todesurteil, das sein Vater im Himmel fällt, antwortet die Erde, indem sie seinen Tod fordert! Jesus neigt sein anbetungswürdiges Haupt: „Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht vorübergehen kann, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe dein Wille und nicht mein Wille!“

Und nun schickt ihm der Vater einen tröstenden Engel. Welchen Trost kann ein Engel dem starken Gott, dem unbesiegbaren Gott, dem allmächtigen Gott bringen? Dieser Gott aber wollte empfindungsfähig werden. Er hat alle unsere Schwäche auf sich genommen. Er ist der Schmerzensmann im Kampf mit dem Tode geworden. Und seine Liebe läßt ihn Blutstropfen schwitzen.

Er bittet seinen Vater für sich selbst und für uns. Sein Vater lehnt es ab, ihn zu erhören, denn er muß für uns sterben. Ich meine, der Engel wirft sich ehrfurchtsvoll nieder vor der ewigen Schönheit, die von Staub und Blut befleckt ist, und fleht Jesus mit unaussprechlicher Hochachtung an, den Kelch zu trinken zur Verherrlichung des Vaters und zur Erlösung der Sünder.

Er hat so gebetet, um uns zu lehren, zum Himmel allein unsere Zuflucht zu nehmen, wenn unsere Seelen so zutiefst betrübt sind wie die seine.

Er, unsere Stärke, wird uns zu Hilfe kommen, da er geruht hat, all unser Elend auf sich zu nehmen.

Ja, mein Jesus, nun mußt du den Kelch bis zur Hefe leeren! Nun bist du dem grausamsten Tod ausgeliefert.

Jesus, nichts möge mich von dir trennen: weder Leben noch Tod! Hänge ich mein ganzes Leben lang mit unendlicher Liebe an deinen Leiden, so wird es mir vergönnt sein, mit dir auf Golgotha zu sterben, mit dir zur Herrlichkeit aufzufahren. Folge ich dir in den Qualen und in den Verfolgungen, so wirst du mich würdig machen, dich eines Tages von Angesicht zu Angesicht im Himmel zu lieben und ewiglich deinen Lobpreis zu singen als Dank für dein grausames Leiden und Sterben.

Aber siehe da! Jesus erhebt sich aus dem Staub, stark, unbesiegt. Hat ihn nicht „sehnlichst verlangt“ nach diesem Festmahl des Blutes? Er schüttelt seine Verwirrung ab, er wischt den blutigen Schweiß seines Antlitzes weg. Festen Schrittes geht er dem Eingang des Gartens entgegen.

Wohin gehst du, Jesus? Warst du nicht eben noch die Beute der Angst und des Schmerzes? Habe ich dich nicht zittern und gewissermaßen erdrückt gesehen unter der grausigen Last der

Heimsuchungen, die dich treffen müssen? Wohin gehst du so unerschrockenen und kühnen Schrittes? Wem willst du dich ausliefern?

„Höre, mein Kind: die Waffen des Gebets haben mir geholfen zu siegen. Mein Geist hat die Schwäche der Natur gebändigt. Kraft ist mir aus dem Gebet zugeströmt, und nun kann ich allem die Stirn bieten. Folge meinem Beispiel und verhandle mit dem Himmel, wie ich es getan habe!“

Jesus naht sich den Aposteln. Sie schlafen noch immer! Die Aufregung, die späte Stunde, die Vorahnung von etwas Schrecklichem und nicht wieder Gutzumachenden hat sie in tiefen Schlaf versinken lassen. Jesus erbarmt sich ihrer Schwäche. „Der Geist ist ja willig, aber das Fleisch ist schwach!“

Jesus ruft: „Ihr schlaft und ruht euch aus?“ Er bleibt einen Augenblick stehen. Sie hören ihn kommen und öffnen mit großer Mühe die Augen ein wenig. Jesus aber fährt fort: „Jetzt ist die Stunde da: der Menschensohn wird in die Hände der Sünder überliefert. . . Auf, laßt uns gehen! Seht, mein Verräter naht!“

Jesus sieht alles mit seinen göttlichen Augen. Er scheint zu sagen: „Ihr, meine Freunde und Jünger, ihr schlaft, während meine Feinde wachen und nahen, um mich zu verhaften! Du, Petrus, der du dich vor kurzem für stark genug hieltest, mir bis in den Tod zu folgen, du schläfst nun! Seit Anbeginn hast du mir Beweise deiner Schwäche geliefert! Aber sei beruhigt. Ich habe deine Schwäche auf mich genommen und für dich gebetet. Wenn du erst deine Schuld gebeichtet hast, werde ich deine Stärke sein, und du wirst meine Lämmer weiden. . . Und du, Johannes, auch du schläfst? Du, der du eben erst das Pochen meines Herzens spürtest, du konntest keine Stunde mit mir wachen? Erhebt euch, gehen wir! Es ist nicht mehr Schlafenszeit. Der Feind ist am Tor! Die Stunde ist gekommen, da der Finsternis Macht gegeben ist. Gehen wir! Freiwillig gehe ich dem Tod entgegen! Ich werde dem nicht entgegenstehen, damit sich die Prophezeiungen buchstäblich erfüllen! Meine Stunde ist gekommen: die Stunde der unendlichen Barmherzigkeit.“

Schritte hallen. Brennende Fackeln füllen den Garten mit Schatten und Purpur. Jesus geht voran, unerschrocken und ruhig, und seine Jünger folgen ihm.

O mein Jesus, gib mir deine Stärke, wenn meine arme Natur sich auflehnt gegen die Übel, die sie bedrohen, damit ich voll Liebe die Qualen und Nöte dieses Lebens der Verbannung auf mich nehmen kann. Ich hänge mich mit ganzer Kraft an deine

Verdienste, an deine Qualen, an deine Sühne, an deine Tränen, damit ich mit dir am Heilswerk arbeiten kann und die Kraft habe, vor der Sünde zu fliehen, der alleinigen Ursache deiner Agonie, deines blutigen Schweißes und deines Todes.

Zerstöre mir alles, was dir nicht gefällt, und präge meinem Herzen mit dem Feuer deiner heiligen Liebe alle deine Leiden ein. Umfasse mich so innig, mit so starker und süßer Umarmung, daß ich dich nie allein lasse in deinen grausamen Martern.

Ich bitte nur um eine Ruhe: die Ruhe an deinem Herzen. Ich wünsche nur eines: deiner heiligen Agonie teilhaftig zu sein. Möge meine Seele sich berauschen an deinem Blut und sich vom Brot deines Schmerzes nähren! Amen."

Alles, was man nach solchen Betrachtungen sagen würde, wäre unpassend. Gewiß, wir finden in ihnen die Grundmotive der großen franziskanischen Überlieferung, die alle menschlichen Fähigkeiten im Dienste des Königs mobilisiert und demütig genug ist, um die Gefühlszone der Seele nicht zu fürchten.

Es liegt jedoch mehr vor. Der Text ist ein Block ohne Riß und hat den Wert eines Geständnisses.

Diese Worte, deren tiefste Wurzeln man sieht, bluten. Wie fern sind wir von den geläufigen und abgedroschenen Redensarten, mit denen uns fromme Betrachtungen tränken! Der Mann, der diese Zeilen mit vielleicht schon durchbohrter, gewiß aber schmerzender Hand schrieb, liefert uns nur den glühenden Rand eines inneren Zwiegesprächs, das bis in die tiefsten Tiefen seines Seins verpflichtet und keiner Worte bedarf. Es ist so etwas wie eine unwiderstehliche Flut, die über die Ufer tritt, und eine Überfülle, die „sich verrät“. Denn dies ist der doppelte Sinn des Wortes „tradere“ in dem berühmten Spruch, der die Sendung des Apostels umreißt: *contemplata aliis tradere*, das Geschaute den anderen „verraten“. Überliefern ist in diesem Fall nicht möglich, ohne diese Art von „Verrat“, der uns in der Alltagssprache sagen läßt: „Er hat sich verraten.“ Der Apostel hat nicht einmal ein Anrecht auf das Geheimnis seiner Seele!

So haben wir hier P. Pio vor uns, wie er sich selbst „verraten“ hat: teilhaftig der heiligen Agonie seines Christus, der aus Liebe gestorben ist. Dezentriert, entblößt, arm an allem, was nicht Gott ist, bewegt er sich in einem Klima, das für unsere Ichsucht nicht atembar und für unseren Blick undurchsichtig ist. Wie wäre es möglich, daß er nicht ständigem Nichtverstandenerwerden ausgesetzt ist?

Er ist uns indessen in Zeit und Raum zu nahe, als daß wir nicht durch alles Gestrüpp von Legenden und Verleumdungen hindurch die Züge seines Gesichtes unterscheiden könnten. Treubruchig und unredlich wäre, wer bei der Berührung mit ihm nicht DEN erkennen würde, der ihn seit vierzig Jahren an sein Kreuz geschmiedet hält! P. Pio hat keinen anderen Ehrgeiz: Christus ist sein Leben. Was er um jeden Preis und mit einem Verlangen, das ihn buchstäblich verzehrt, will, ist, Christus in den Herzen zur Herrschaft zu verhelfen. Seine Wundmale, seine Gnadengaben, seine Wunder haben nur dieses eine Ziel. Dies auch nur einen Augenblick vergessen, heißt P. Pio entstellen.

Und deshalb ist der böse Feind, dieser „Fachmann in Karikaturen“, so sehr darauf versessen, den Apostel von San Giovanni Rotondo lächerlich zu machen und zu verdächtigen. Die unechte Literatur, die über ihn in Umlauf ist — wie jene berühmten „Prophezeiungen P. Pios“, die in Bayern veröffentlicht und in sechs Sprachen übersetzt worden sind —, umgibt ihn mit einem Dunstvorhang. Eine lärmende und auf auffallende Phänomene versessene Reklame bringt die Gefahr mit sich, vergessen zu lassen, was er sein will, und was er ist: „ein Priester, der betet“, der in seinem Gebet — das für ihn ein Leben der Vereinigung mit Christus ist — Kraft und Stärke findet, um sein Priestertum in vollkommener Weise zu erfüllen. Im Mittelpunkt von San Giovanni Rotondo steht ein Altar und ein Beichtstuhl. Mit den durchbohrten Händen P. Pios konsekriert Christus, spricht Christus los. Wie Johannes der Täufer verlangt dieser Demütige nur eins: „abzunehmen“, damit Christus durch ihn „wachse“.

Unsere „Indiskretionen“ wären unvollständig, vergäßen wir am Ende dieses Buches, das nur ein Bündel von Zeugnissen und Annäherungsversuchen ist, die zweite Seite seiner Liebe: die göttliche Mutter, die ein „Echo Gottes“ ist: die Unbefleckte.

Verweist P. Pio manchmal die, welche durch sein Gebet eines Wunders gewürdigt wurden, geradezu an die Madonna delle Grazie, so weiß er sehr wohl, was er tut: gehen nicht alle Gnaden zwangsläufig durch die Lichthände der Gottesmutter?

Außer dem oben angeführten Text hat einer seiner Mitbrüder ehrfurchtsvoll einige Notizen P. Pios über die „Maria Immacolata“ aufbewahrt.

Welch überströmende zärtliche Liebe und Freude! Welch köstlicher Strudel der inbrünstigen Bezeichnungen! „Abgrund an Gnade und Reinheit“, „Unvergleichliches Meisterwerk des Schöp-

fers", „Tabernakel des Allerhöchstens", „Behälter der göttlichen Geheimnisse", „Frau mit Licht bekleidet", „Entzückende Taube".

„Die Unbefleckte Empfängnis ist der erste Schritt auf unserem Heilsweg . . ."

„Sie quillt gleich einem Lichtstrahl aus dem Gedanken Gottes. Sie leuchtet wie der Morgenstern über die ganze Schöpfung."

„Alle Dinge beziehen sich auf sie, jede Gnade geht durch sie."

„Sie allein ist fähig, die Ströme der Liebe aufzufangen, die sich aus Gottes Herzen ergießen. Sie allein ist würdig, mit ihnen in Verbindung zu stehen . . ."

Und am Ende der in seiner durchscheinenden Schlichtheit ergreifende Herzensschrei:

„Allersüßeste Mutter, laß mich IHN lieben. Senke in meine Seele die Liebe, die in der deinen brannte . . ."

„Läutere mein Herz, damit ich es lerne, meinen Gott und deinen Gott zu lieben!"

„Läutere meinen Geist, damit ich IHN im Geist und in der Wahrheit anbeten kann!"

Die in Gott vollendete Seele ist ein Mysterium der Einheit. Alles in ihr strebt der einen Liebe zu. Und P. Pio? Christus setzt in ihm sein Erlösungswerk fort durch DIE, die IHN unaufhörlich in den Seelen gebiert:

UNTER DER VORAUSSETZUNG, DASS SIE ZUSTIMMEN UND JA SAGEN.

Zu dieser abrupten und unerwarteten Schlußfolgerung führt meine Reise nach San Giovanni Rotondo und dieses Buch, das Zeugnis von ihr ablegt. Man weiß nicht immer, wohin ein Zug führen kann, den man nimmt, um vor der römischen Hundtagshitze zu fliehen. Und man kennt auch nicht den Geheimmechanismus aller Fallen und Köder!

„Tutto è scherzo d'amore", sagt P. Pio. Alles ist ein Liebesspiel.

Am Fest der Erscheinung der Unbefleckten Jungfrau Maria in Lourdes, am 11. Februar 1955

P. Pios Anschrift lautet: San Giovanni Rotondo, via Foggia, Italien.

Er erhält Kenntnis von allen Anliegen. Alle nimmt er in sein Gebet hinein. Man darf jedoch keine Antwort auf die Briefe erwarten, die man an ihn richtet. Er erhält Briefe aus der ganzen Welt, bis zu zehntausend am Tag. Seine freiwilligen Sekretäre können diese riesige Korrespondenz nicht bewältigen und in Ordnung bringen.

Alle Gaben, die an P. Pio gerichtet werden, kommen der „Casa Sollievo di Sofferenza" zugute, die für die Kranken eröffnet worden ist (lediglich das „Poliambulatorio" ist derzeit in Betrieb).

Will man sich nach San Giovanni Rotondo begeben, so fährt man mit der Bahn bis Foggia, und von Foggia aus mit dem Omnibus oder einer Taxe (den Fahrpreis vorher vereinbaren, von Foggia nach San Giovanni Rotondo sind es vierzig Kilometer).

Miß Mary McAlpin Pyle antwortet nicht gern auf Briefe, nicht einmal auf solche ihrer Freunde. Dies besagt jedoch nicht, daß sie nicht gern Briefe erhält oder nicht gern Botschaften übermittelt. Sie kann gut französisch. Ob sie deutsch versteht, entzieht sich unserer Kenntnis.

DER CHRIST IN DER WELT

Eine Enzyklopädie

herausgegeben von

P. Johannes Hirschmann S. J.

Professor an der Philosophisch-theologischen
Hochschule St. Georgen, Frankfurt am Main



Zum ersten Mal wird hier der Versuch unternommen, aus christlicher Schau in einer enzyklopädischen Reihe von 130 Bändchen die Stellung des Christen in der Welt darzustellen. Eine Reihe von deutschen und französischen Autoren (die Franzosen unter der Leitung Daniel-Rops von der Académie française) bringt in übersichtlicher und klar verständlicher Form je ein Thema unseres christlichen Lebensbereiches zur Darstellung. Damit wird die Möglichkeit geboten, sich über das Gesamtgebiet des Glaubens und Wissens, der christlichen Lehre vom Menschen, der Erde und ihrer Geschöpfe, über Philosophie, Sakramente, die Heilige Schrift, das religiöse Leben, die Liturgie der Kirche, das Familien- und Geschlechtsleben, die Geschichte der Kirche Christi und ihrer Institutionen, über Christentum und Kultur, über nichtchristliche und christliche Religionsgemeinschaften, über den modernen Aberglauben bis zum dialektischen Materialismus, zu informieren.

Die Bändchen erscheinen im handlichen Format 12,5 × 19 cm mit mehrfarbigem, abwaschbarem Umschlag, flexibel gebunden. Jährlich werden ca. 15 bis 20 Bändchen herausgegeben.

Preis für jeden Band DM 3.80

Bei Subskription auf alle Bände ermäßigt sich der Preis auf DM 3.40

Ein genaues Verzeichnis der einzelnen Titel finden Sie auf den folgenden zwei Seiten

PAUL PATTLOCH VERLAG ASCHAFFENBURG

- I. WAS IST DER MENSCH?
 1. Was bist du, Mensch? (Christliche Lehre vom Menschen) ·
 2. Was wissen wir von der Seele? · * 3. Der Mensch — Mann und Frau · 4. Der Einzelne und die Gemeinschaft.
- II. DIE WELT IN DER WIR LEBEN
 1. Kleine Weltalkunde · 2. Die Erde, unsere Heimat · 3. Die Welt des Stoffes · 4. Die Pflanze, ihre Welt und Umwelt · 5. Das Tier und seine Welt.
- III. WISSEN UND GLAUBEN
 1. Was können wir wissen? · 2. Die Naturwissenschaft der Gegenwart · 3. Die Geisteswissenschaften der Gegenwart · 4. Die Philosophie des Altertums · 5. Die Philosophie des Mittelalters · 6. Die Philosophie der Neuzeit · 7. Ist Philosophie noch Wissenschaft? (Zur Philosophie der Gegenwart) · * 8. Warum wir glauben (Kleine Apologie).
- IV. GRUNDBEGRIFFE DES GLAUBENS
 - * 1. Was ist glauben? · * 2. Der Gott der Weisen und Denker · 3. Der redende Gott (Die Offenbarung) · 4. Das Wunder als Problem · 5. Was ist Religion? · * 6. Was ist katholisch?
- V. DIE GROSSEN WAHRHEITEN
 1. Du sollst Gott allein anbeten · * 2. Der dreieine Gott · 3. Die Hand des Schöpfers · * 4. Die Welt der Engel · * 5. Unser Widersacher der Teufel · 6. Das Reich der Sünde · 7. Erlösendes Blut · 8. Die Auferstehung des Fleisches · 9. Das jenseitige Leben.
- VI. DAS BUCH DER BÜCHER
 1. Was ist die Bibel? · 2. Das Land des Heils · * 3. Die Bibel im Spiegel der Kritik · 4. Biblische Archäologie · 5. Geschichte des Gottesvolkes · 6. Die Prophetie der Bibel · 7. Was nicht im Alten Testament steht (Apokryphen und Manuskripte vom Toten Meer) · 8. Der Christus der Bibel · 9. Das Leben unseres Herrn · 10. Die Frohe Botschaft · 11. Die Briefe der Apostel · 12. Die Offenbarung des Johannes · 13. Was nicht im Evangelium steht (Apokryphen).
- VII. DIE ZEICHEN DES HEILS
 1. Die Kirche als Sakrament · 2. Was ist ein Sakrament? · 3. Aus dem Wasser und dem Hl. Geist (Taufe und Firmung) · 4. Beichte und Lossprechung · 5. Der Leib des Herrn · * 6. Priester in Ewigkeit (Das Sakrament der Weihe) · 7. Durch Gott verbunden (Die christliche Ehe) · 8. Im Angesicht des Todes (Letzte Ölung) · 9. Heilige Zeichen der Kirche.
- VIII. DAS RELIGIOSE LEBEN
 - * 1. Teilnahme am Leben Gottes (Die Gnade) · 2. Die göttlichen Tugenden (Glaube, Hoffnung und Liebe) · 3. Beten, aber wie? · 4. Christliche Askese · 5. Armut, Keuschheit, Gehorsam · 6. Die mystische Erfahrung · 7. Religiöse Strömungen der Gegenwart · * 8. Was ist ein Heiliger? · 9. Maria, unsere Mittlerin.
- IX. DIE LITURGIE DER KIRCHE
 1. Vom Geist der Liturgie · 2. Die liturgischen Bücher · * 3. Geschichte der hl. Messe · 4. Die liturgische Bewegung · 5. Die Liturgie der Ostkirchen · 6. Das Kirchenjahr · 7. Liturgische Gewänder und Geräte

- X. DIE NACHFOLGE CHRISTI
 1. Grundbegriffe der Moral (Gewissen und Gewissensbildung) ·
 2. Liebe dich selbst (Der Mensch als sittliche Aufgabe) ·
 * 3. Die sittliche Ordnung des Geschlechtslebens · * 4. Die
 sittliche Ordnung des Familienlebens · 5. Die sittliche Ordnung
 von Arbeit und Eigentum · 6. Politische Moral · 7. Inter-
 nationale Moral.
- XI. DIE GESCHICHTE DER KIRCHE
 1. Revolution des Kreuzes (Das Frühchristentum) · 2. Die
 Kirche im Untergang des römischen Reiches · 3. Die abend-
 ländische Kirche des Mittelalters · 4. Reformation und Gegen-
 reformation · 5. Die Kirche der Neuzeit · 6. Die Kirche der
 Gegenwart.
- XII. BAU UND GEFUGE DER KIRCHE
 1. Das Kirchenrecht · * 2. Der Stellvertreter Christi (Papst und
 Papsttum) · 3. Die Regierung der Kirche · 4. Die Bischöfe —
 Nachfolger der Apostel · 5. Klerus und Klerikalismus · 6. Die
 religiösen Männerorden · 7. Die religiösen Frauenorden ·
 8. Auch die Laien sind Kirche · 9. Die Kirche in Deutschland ·
 10. Die katholischen Organisationen in Deutschland · 11. Die
 überstaatlichen katholischen Organisationen.
- XIII. CHRISTENTUM UND KULTUR
 1. Im Dienste des Leibes · 2. Christentum und Erziehung ·
 3. Christentum und Technik · 4. Christentum und soziale
 Bewegung · * 5. Kirche und Staat · 6. Kirche und Wohlfahrts-
 wesen.
- XIV. DIE CHRISTLICHE LITERATUR
 1. Die frühchristliche Literatur · * 2. Christliche Literatur des
 Mittelalters · 3. Christliche Literatur der Neuzeit · 4. Christ-
 liche Literatur der Gegenwart · 5. Film, Funk und Fernsehen ·
 6. Die katholische Presse.
- XV. DIE CHRISTLICHE KUNST
 1. Was ist christliche Kunst? · 2. Christliche Kunst des Mittel-
 alters · 3. Christliche Baukunst · 4. Christliche Malerei ·
 5. Christliche Plastik · 6. Das Kunsthandwerk im Dienste der
 Kirche · 7. Die christliche Kunst der Gegenwart · 8. Das christ-
 liche Theater · * 9. Die religiöse Musik.
- XVI. JUDEN UND NICHTKATHOLISCHE CHRISTEN
 1. Kurze Geschichte der Irrlehren · 2. Die Ostkirchen der
 Gegenwart · 3. Der Protestantismus · 4. Die Sekten des
 20. Jahrhunderts (Die Sekten der Gegenwart) · 5. Nachchrist-
 liches Judentum.
- XVII. DIE NICHTCHRISTLICHEN RELIGIONEN
 1. Die Religion der Primitiven · * 2. Die Religionen des Alten
 Orient · 3. Die griechisch-römische Religion · 4. der Islam ·
 * 5. Der Hinduismus · 6. Die Großreligionen des Fernen Ostens
- XVIII. RELIGIONSERSATZ DER GEGENWART
 1. Moderne Form des Aberglaubens · 2. Der atheisistische
 Humanismus der Gegenwart · 3. Der dialektische Materialis-
 mus

Die mit *) versehenen Bändchen dieser Liste sind bereits erschienen.

BIBLIOTHEK EKKLESIA

Eine Reihe über religiöse und historische Themen
Herausgegeben von Daniel-Rops, Mitglied der Académie française

- Band 1 **NICOLAS CORTE**
Ist der heilige Petrus im Vatikan?
- Band 2 **MARIA WINOWSKA**
Das wahre Gesicht des Pater Pio
- Band 3 **P. REGINALD-OMEZ O. P.**
**Kann man mit den Toten
in Verbindung treten?**
- Band 4 **RENÉ BIOT**
Das Rätsel der Stigmatisierten
- Band 5 **JEAN LHERMITTE**
Wahre und falsche Besessene
- Band 6 **A. DER'OO**
**Lourdes - Stadt der Wunder oder
Jahrmarkt der Illusionen**
- Band 7 **A. DAUPHIN-MEUNIER**
Kirche und Kapitalismus
-



Die BIBLIOTHEK EKKLESIA wird fortgesetzt. Sie hat es sich zur Aufgabe gestellt, interessante und jeder-mann interessierende Themen des gesamten kirchlichen, historischen und sozialen Bereichs in Einzelbänden wissenschaftlich, aber doch allgemeinverständlich zu behandeln.

PAUL PATTLOCH VERLAG · ASCHAFFENBURG